Der

Humanismus in Wien.

Von

Dr. Adalbert Horawitz,
Professor in Wien.

Separatabdruck aus dem Historischen Taschenbuch. Sechste F. II.
(Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Den Frühvollendeten:

Hermann Wittig, Anton Schneider,

Maximilian Jarmer.

Die Beziehungen zwischen Wien und Italien, durch den Handel Venedigs fort und fort lebendig erhalten, kamen auch jener Richtung zugute, die sich in der Geschichte der Geistescultur den schönen Namen des Humanismus erwarb. Großen Reiz übte Wien in vielen Beziehungen auf die Fremden aus; seine damals schon großstädtischer angelegte Art war ein Vorzug, der zu einer größern Lebendigkeit des Verkehrs und also auch zu leichterer Culturübertragung führen mußte. Zahlreich sind die Beschreibungen der Donaustadt in den Zeiten der Renaissance, von Enea Silvio's köstlichem Bericht, der für die meisten die Quelle bildet und gewiß die feinste Beobachtung zeigt, bis zu dem Spanier Cristobál de Castillejo, dem Schweizer Bonstetten, dem Schulmeister bei den Schotten zu Wien Wolfgang Schmelzl, Hans Sachs und dem Ungarn Bonfin, alle sind sie einstimmig in dem Lobe der großen, imponirenden, reichen, in Hülle und Fülle lebenden Stadt. Wie schön war sie aber auch! Enea Silvio spricht von ihren hochragenden Häusern, den weiten Höfen und mächtigen Schwibbogen, den prachtvollen Kirchen mit dem wunderbaren Säulenschmuck, den Straßen, in die aus allen Erkern und Fenstern Vogelsang töne, als wenn man in einem Walde wäre. Hans Sachs aber hat in anmuthenden Versen ihre äußere Erscheinung beschrieben. Ein Blick auf Hirschfogel's Gemälde der Stadt Wien vom Jahre 1547 zeigt, wie richtig diese Schilderung ist; in der That macht das Bild einen imponirenden Eindruck, Wien präsentirt sich groß, wohlbefestigt, die stattlichen Häuser, die hübschen Anlagen vor

den gewaltigen Stadtmauern und dem Graben fallen besonders in die Augen. Und wie lebhaft ging es auf den Straßen und Plätzen zu! Wer am Lugeck steht, erzählt Wolfgang Schmelzl, kann die Kaufleute aller Völker schauen, er kann Hebräisch, Griechisch und Latein, Französisch, Türkisch, Böhmisch, Windisch, Italienisch, Ungarisch, Niederländisch, Crabatisch (Kroatisch), Polnisch u. a. vernehmen. Auch der Spanier Cristobál de Castillejo erwähnt, daß man aus Böhmen, Ungarn, Schlesien und Italien nach Wien ziehe. Und zwar waren es nicht blos Handelsinteressen und die Aussicht auf Erwerb, die nach Wien lockte, sondern auch die Fülle von Genüssen, die hier zu finden war. Hier konnte man ja gar nicht verderben, der Poet Schmelzl drückt dies in seinem „Lobspruche der Stadt Wien" in den Versen aus:

Wer sich zu Wien nit neren kann
Ist uberal ein verdorbner man.

Und dem stolzen Spanier wässert der Mund bei all den Herrlichkeiten, die Wien besitzt, er kann nicht umhin, beinahe mit Begeisterung von der herrlichen Verproviantirung der Stadt zu reimen. Noch nie habe er solche Krebse gesehen — nach Schmelzl's ebenfalls bewunderndem Bericht wurden sie damals in sehr bedeutenden Quantitäten verzehrt — und diese Vögel, dieses Wildpret, die Artischoken, die Fische, namentlich die Forellen von Enzesfeld an der Tristing, das Obst, die Hühner von Rodaun! Und erst der Wein, der in solchem Ueberflusse vorhanden ist, daß man ihn fort und fort exportiren kann und dadurch große Summen erzielt. Aber auch die Pastetchen in Form von Schlössern und Thürmen, die Zuckerbretzeln, die Quittenkäse, das Buttergebäck entzücken ihn so, daß er Wien allen andern Nationalhauptstädten vorzieht (del preferir á Vienna à todas otras naciones). Unser Schulmeister von den Schotten preist nicht minder Wiens Märkte und schildert die Waaren darauf mit einer Genauigkeit, die vom volkswirthschaftlichen Standpunkte mehr Interesse erweckt als vom dichterischen, und wahrhaft appetiterregend wirkt. Die Volkszahl war schon bedeutend,

die Consumtion eine sehr große, begreiflich daher, daß auch an Studenten in Wien kein Mangel war. Um das Jahr 1510 versichert unter andern J. A. Modestus aus Umbrien, er habe hier ausgezeichnete Theologen wie Redner getroffen und eine solche Anzahl von Studenten, wie er niemals in einem „Gymnasium" Italiens gesehen.

Aber freilich eben in der so üppigen Entwickelung der Donaustadt lag auch eine große Gefahr für die Musensöhne. Enea Silvio hat wol recht, wenn er behauptet, daß in Wien so viel Studienhindernisse seien; seine Schilderungen, von Localhistorikern in einem gewissen Kirchthurmpatriotismus oft ganz unhaltbarerweise verdächtigt und bezweifelt, sind aus derselben feinen und zutreffenden Beobachtung entstanden, die dem klugen Italiener in so hervorragender Weise zutheil ward. Seine Angaben gewinnen aber auch dadurch an innerm Werth, daß viele von den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des specifischen Wienerthums schon in der schärfsten Bestimmtheit geschildert werden. Doch hören wir ihn selbst! — Ueppiger lebt nach seiner Bemerkung ein wiener Bürger als der König von Schottland; wenn man sein Haus betritt, meint man in das eines Fürsten getreten zu sein. Daß sich Enea Silvio über die Tag und Nacht zum Ausbruch kommende Rauflust der Wiener erstaunt, kann uns nur wundernehmen, wie konnte der Landsmann Benvenuto Cellini's darin etwas Auffallendes finden! Charakteristisch ist es, daß schon zu jener Zeit duobus litigantibus kein Wiener einen Versuch zur Intervention machte. Wie jetzt in vielen Weingegenden Niederösterreichs der „Segen" des Weines bei dem das Volk verblödenden sogenannten „Heurigen" zu blutigem Streit führt, so war es auch damals in Wien, der Stadt von 50000 Einwohnern, in der jeder Bürger in seiner Stube Wein schenken durfte, welches Recht auch noch anderes im Gefolge hatte. So war denn das Völklein, wie Enea bemerkt, dem Bauche ergeben und verbrachte lustig am Sonntage, was es in der Woche erarbeitet hatte, er nennt es lacerum et incompositum vulgus. Ungemein groß ist die Zahl nicht mehr zweideutiger Frauenzimmer, aber auch die Ehen

sind entsittlicht, es gibt wenige Frauen, sagt wol mit einiger Uebertreibung der Italiener, die sich mit einem Manne begnügen. Er zeichnet dann mit kühnen Strichen ein abstoßendes Bild, das allerdings der spätern Congreßzeit entspricht. „Der Adel", schreibt er, „besucht die Bürger, setzt sich mit deren Frauen ins Seitengemach, der Mann tröstet sich mit Wein und geht dann gefällig aus, seine Frau dem Adeligen abtretend." Ja Enea geht noch weiter, er erzählt von Gattinnen, die ihren Gemahl durch Gift beseitigen, und von anderer chronique scandaleuse. Auch von den Richtern denkt er nicht gut, er meint, das Recht sei käuflich, seine Strenge zeige sich nur gegenüber den Armen. Diesen Verhältnissen entspricht denn auch das geringe geistige Leben. Es ist kein schmeichelhaftes Bild, das Enea von der hohen Schule zu Wien, ihren Professoren und Jüngern entwirft. Zwar spricht er von der großen Anzahl Studenten, die aus Ungarn und Oberdeutschland hierher strömen, aber er weiß nur von zwei berühmten Lehrern zu melden, dem Theologen Heinrich von Hessen, dem Zögling der pariser Universität und eifrigen Schriftsteller, und Nikolaus Dünckelspühel, dem unbescholtenen Gelehrten, dessen Predigten von den Gebildeten so begierig gelesen werden. Den zwei Theologen gesellt Enea unsern wackern Chronisten Thomas Ebendorfer bei, einen nicht unberühmten Gottesgelehrten, von dem er gehört, daß er ganz nützliche Geschichtswerke geschrieben, „ich würde seine Gelehrsamkeit loben, wenn er nicht schon 22 Jahre über das erste Kapitel des Jesaias lesen würde und doch noch immer nicht fertig ward". Abgesehen von diesem akademischen Witz findet Enea den Hauptfehler der wiener Universität in der allzugroßen Beschäftigung mit der Dialektik, der man ganz zwecklos die Zeit opfere. Weder auf Musik noch auf Rhetorik oder Arithmetik wendet man seine Sorge, wenngleich Einige Gedichte und Briefe, die von Andern verfaßt wurden, behandeln. Redekunst und Poesie ist bei ihnen völlig unbekannt, ihr ganzes Studium liegt in Elenchis und leeren Streitigkeiten; nicht viele gibt es, welche sich im Besitze der Bücher des Aristoteles oder anderer Philosophen befinden, meist benutzen sie nur Commen=

tare. Die Studenten aber leben der Wollust und sind voll Eß- und Trinkbegier. Wenige bringen es zu etwas auf dem Gebiete des Wissens, Tag und Nacht bummeln sie herum und spielen den Bürgern allen Schabernack. Dazu kommt noch die Frechheit der wiener Weiber, die den Jünglingen den Geist verdirbt.

So weit Enea. Gerade er aber, der sich in Wien freilich ganz seltsam mag ausgenommen haben, wirkte durch sein Beispiel auf seine nächsten Berufsgenossen ein. Die Männer der kaiserlichen Kanzlei, die ihn anfangs gehaßt und verspottet hatten, nahten sich ihm und folgten endlich gern seinen Anregungen. In treffender Weise wurde geschildert, wie die Zusammensetzung einer solchen Kanzlei es mit sich brachte, daß ihre Mitglieder Männer, welche in alle Welt zerstreut wurden, überall als Culturfactoren, als Beförderer der neuen Richtung wirkten. Auch in die Universität drang diese Richtung ein; Georg Peuerbach, ein vielgereister Astronom, las schon 1454 und 1460 über Vergil, Horaz und Juvenal, ebenso wie dessen Schüler, der berühmte Johannes Regiomontanus Vergil's „Bucolica", Georg Mandel „Cicero de senectute" (1456), Terenz' „Adelphi" (1457), Lucan's „Pharsalia" (1458), zu Gegenständen ihrer Vorlesungen machten. Ja selbst über griechische Schriften wurde damals schon gelesen, Konrad Säldner von Rottenacker versuchte sogar die Interpretation des Werkes „Θεωρία περὶ τῆς τῶν ϑεῶν φύσεως". Eben dieser Säldner verwahrte sich aber in demselben Jahre gegen die übertriebene Verehrung der Poeten, gegen die Anhänger des Bischofs Aeneas von Siena. Wie in spätern Jahren die Alten der erfurter Universität, findet auch Säldner bei den „Poeten" zu wenig solide Kenntnisse vor, sie wüßten nichts von den sieben freien Künsten, und doch kröne man sie mit Lorbeer, sie, die Leute mit der geschminkten Eloquenz. Aber auch der Localpatriotismus erhebt sich gegen die Ausländer und die von ihnen propagirte „neumodische" Wissenschaft. „Oesterreich habe doch immer große Männer gehabt", lautete da das später noch gar oft gesungene Lied, „wenn sie auch keine Poeten waren, Ebendorfer sei da wol zu nennen." Von dem Guarino,

den jene immer im Munde führen, habe er weder in Oesterreich noch in Schwaben, Baiern, Ungarn, Böhmen etwas gehört. Freilich richtete der Vertheidiger des Alten nicht viel aus. In der Zeit, als Säldner die Augen schloß († 1471), wirkten Magister Briccius Prepost aus Cilly und Wolfgang Hayden aus Wien durch Einführung der „Rhetorica nova Ciceronis" für die Verbesserung des lateinischen Unterrichts. Aber soviel man konnte stemmte man sich doch der neuen Richtung mit allerlei Kniffen entgegen, die Facultätscliquen wurden mit einem mal wieder lebendig und mühten sich ab, um nicht in ihrem Schlendrian gestört zu werden. Welche Kämpfe hatten doch Magister Prepost und Paul von Stockerau zu bestehen, um nur einige Bücheranschaffungen durchzusetzen! Neben theologischen und scholastischen Werken wurden endlich auch das Epistolare des Francesco Filelfo, neben verschiedenen Classikern Boccacio („Deorum genealogia"), Lionardo Aretino („Epistolae") erworben; ein Magister, der nach Rom reist, bekommt von der artistischen Facultät 40 Goldgulden, um in der „heiligen Stadt" Bücher zu erwerben. Georg Paetersdorfer las damals über Seneca, M. Perger wirkte nicht minder dahin, daß für die Erklärung der Classiker gesorgt war. Die humanistische Richtung des Königs Matthias Corvinus, der von 1485—90 Niederösterreich als ungarisches Comitat beherrschte, that für die verwandten Strebungen in Wien allerdings nichts, und so vermochten die Neuerer nur sehr allmählich festen Fuß zu fassen.

Deshalb sind denn auch alle Ankömmlinge aus Italien ohne rechte Wirkung auf die wiener Studienverhältnisse. So hat z. B. der Minoritenmönch Petrus Amaltheus aus Portenau (in Friaul), der um 1493 durch einige Monate an der wiener Universität Poetik und Rhetorik vortrug, keine Schule gemacht, obwol er der Lehrer Cuspinian's genannt wird. Er trieb philosophische Studien, war Neuplatoniker und verfügte über eine sehr stattliche Belesenheit in den lateinischen Classikern, die sogar oft als Füllsel seiner Gedichte verwendet wurden; weniger gerieth ihm die Form seiner Carmina. Das Cliquenwesen war unter diesen Italienern übrigens in ähnlicher Weise entwickelt

wie in manchen literarischen Zeitschriften des 18. und unsers Jahrhunderts. Amaltheus lobt z. B. den Cimbriacus, Petrus Bonomus und Piso wieder den Amaltheus — auch ihre Gedichte tragen eine unverkennbare Aehnlichkeit an sich. Erquicklich ist die Lektüre solcher Gelegenheitspoeme wahrlich nicht, Lobhudeleien, wie sie Amaltheus in seinen verschiedenen Panegyriken an Friedrich III. vorbringt, zu denen die ganze Mythologie und Geschichte herhalten müssen, Lobhudeleien, wie sie allerdings nicht blos in jener Zeit gekrönten Häuptern gegenüber üblich sind, Ueberschwenglichkeiten für die Freunde, wie in den Gedichten an Fuchsmagen, erweitern weder unsere Kenntnisse, noch können sie uns durch die Schönheit der Form entschädigen, nebenbei bemerkt, spricht der Italiener von der „fallax Germania". Wie so viele der Apostel des Humanismus hatte auch Amaltheus höchst wechselnde Schicksale. Da ihm in Wien die Bezahlung zu gering war, ging er nach Italien zurück, kam dann aber wieder nach Deutschland, wo er 1517 ermordet worden sein soll.

Nur nach zähem Widerstande wichen die beati possidentes der akademischen Lehrkanzeln dem stark und revolutionär vordringenden Humanismus. Nicht anders war es in Wien, das einen zahlreichen Zuspruch von Studenten hatte. Allerdings, der Administrator des wiener Bisthums, Johannes Vitez, war dem Humanismus hold, deshalb wol wählten ihn denn auch die wiener Humanisten zum Princeps der Sodalitas Danubiana.

Doch die Majorität des Collegiums erwies sich am Ausgange des 15. Jahrhunderts jeder Neuerung entschieden feindselig. Der Führer der humanistischen Neuerer, der Ciceronianer Briccius Prepost wurde sogar (1482) moralisch gezwungen, seine freisinnigen Aeußerungen zu widerrufen. Mühsam, äußerst mühsam nur konnte man Autoren für die Bibliothek erwerben. Jene Vorlesungen über römische Schriftsteller hatten anfänglich im ganzen nur geringen Erfolg.

Man kennt Friedrich's III. Wesen, hinsichtlich seiner Anlagen läßt er sich vielfach mit Rudolf II. und Franz II. vergleichen; eine zähe Natur, welcher die Erwerbung von Haus-

macht alles war, Land und Reich sind ihm nur Quellen von Einkünften und Nutzbarkeiten. Beten, Alchymie und Astrologie beschäftigen ihn neben seinem Interesse für den Vogelfang und das Sammeln von Perlen und Edelsteinen; eigentlicher Wissenschaft gegenüber blieb er stets gleichgültig.

So „hat er denn auch während seiner langen Regierung in Wahrheit nichts für das Aufblühen und Gedeihen der wiener Hochschule gethan, im Gegentheil in mancher Hinsicht nicht wenig zu ihrem Verfall beigetragen".

Ganz anders dagegen sein Sohn Max, der die Eigenart seiner Mutter, der portugiesischen Leanor, in den meisten Stücken geerbt zu haben scheint. Nicht blos die Dichtung hat den „letzten Ritter" so häufig zum Mittelpunkte ihrer Schöpfungen gemacht, nicht sie blos hat des Kaisers edle Erscheinung mit dem Zauber phantastischer Gebilde umkleidet und verklärt, auch die ernste Wissenschaft beginnt einen höhern Ton anzustimmen und an Bildern Gefallen zu finden, wenn sie von dem Schützer der Gelehrten zu sprechen hat. „Gleichwie unter dem günstigsten Gestirn wanderten unter Maximilian alle schönen Künste, alle edlen Wissenschaften, alle Studien nach Deutschland, welches ihrer in Roheit und Dürftigkeit lange entbehrte." Mit diesen Worten feiert Cuspinian, der Liebling des Kaisers, sein Zeitalter. Der berühmte Romanist Ulrich Zasius führt die Vertreibung der Barbarei aus Deutschland und die Blüte der Wissenschaft geradezu auf Maximilian's Einfluß zurück. Und in der That war der Kaiser für die Entwickelung der neuen Richtung in der deutschen Wissenschaft, vor allem für die historischen Studien von eminenter Bedeutung. An der Spitze all der so frisch heraufkommenden Versuche, die Kunde der Vergangenheit aus dem Staube der Bibliotheken an das Tageslicht zu fördern, steht dieser hochbegabte Regent, er ist die Seele all der patriotischen Strebungen und der im bewußten Gegensatze zu den Italienern die deutsche Geschichte behandelnden humanistischen Richtung. Er lieh den Dichtern, wie den von antikem Geiste erfüllten Mathematikern, den humanistisch gebildeten Juristen und Medicinern wie den Archäologen seine Unterstützung,

seine wirksame Unterstützung. Sauromanus hat in gewissem Sinne recht, wenn er sagt: nicht so sehr unter Maximilian, sondern durch Maximilian sind unsere tüchtigen und ausgezeichneten Männer heraufgekommen. Oder war es etwas Geringes, wenn der vielbeschäftigte Kaiser sich um das Detail der Forschungen der Gelehrten kümmerte, diese um sich sammelte, kaum jemals ohne sie sein konnte, mit ihnen wissenschaftliche Plane berieth, bei ihren Disputationen und Symposien erschien und trotz steter Geldbedürftigkeit ihnen mit fürstlicher Liberalität begegnete. Die Humanisten wenden dann bei Maximilian nicht gedankenlos jene byzantinischen Phrasen an, die dem Mächtigen gegenüber anzuwenden leider nicht blos damals allein Mode war, sie sind sich der Bedeutung völlig bewußt, welche der verständnißvolle Antheil des Kaisers für ihre Strebungen hat. Von diesem erwarten sie denn auch den Beginn einer neuen Zeit, die siegreiche Bekämpfung, ja die Vernichtung der Erbsünde der Christenheit, denn er ist ja der „Unbesiegbare", wie ihn Bebel, Hutten, Tritthemius und andere nennen, der herrliche Nachkomme Karl's des Großen, kriegerischer als Alexander; er ist der Allerchristlichste, im bewußten Gegensatze zu Frankreich gibt man ihm den Titel der französischen Herrscher. Melanchthon vergleicht ihn mit den größten Regenten von Hellas und Rom, Celtis nennt ihn zutreffend ihren gemeinsamen Vater und Vertheidiger. Dedicationen, man vergleiche die der „Polygraphia" des Tritthemius, von Schriften Hutten's und Pirkheimer's, Reden, Nekrologe und endlich Epitaphe sind alle von derselben Begeisterung, derselben Hingebung erfüllt. Mag auch hier und da der panegyrische Eifer zu weit geführt haben, die Analogien eben nicht gerade alle musterhaft gewesen sein, die Begeisterung selbst war ebenso löblich, als natürlich. War ja doch Max August und Mäcen in einer Person. Erfreulich ist es, den Blick auf dieser Wirksamkeit des Kaisers ruhen zu lassen. Wie nahe steht er doch den Gelehrten, wie innig ist der Verkehr, wie tiefgreifend und nachweisbar die Wechselwirkung! Dort fällt ein zündendes Wort eines Humanisten in die erregbare Seele des Kaisers, hier wieder ist es Maxens Ausspruch, der

einen Keim bildet für ein tüchtiges Werk, das ein Gelehrter, dem hohen Winke folgend, beginnt. Maximilian, das sieht man hier wieder, war eben einer der größten wissenschaftlichen Arbeitgeber, wie sie selten auf Thronen zu finden sind. Und vielseitig und ehrlich war sein Interesse; das humanistische Element und die nationale Färbung der neuen Gelehrsamkeit waren ihm gleich sympathisch. Alles was Deutschland an geistigen und künstlerischen Größen besitzt, in seinen Dienst zu ziehen oder doch in Beziehung zu sich zu setzen, galt ihm als eine eines Kaisers würdige Aufgabe. Gar zu gern hätte Max in seinem Wien die illustren Geister Deutschlands gesammelt und mit ihnen ein goldenes Zeitalter der Literatur gegründet. Konrad Celtis berief er in seine Hauptstadt, Cuspinian ward sein Secretär, Hutten sein gekrönter Poet, Erasmus sein Rath, Tritthemius der „Zauberer" wird mit theologischen Fragen und mit Geschenken bedacht, Peutinger und Pirkheimer macht Maximilian ebenfalls zu Räthen, Geiler von Kaisersberg zu seinem Beichtvater, von J. Wimpfeling erbittet er Auskünfte u. s. w. Gewiß, war auch die Beziehung Maximilian's zu seinen Gelehrten, wie es deren Art, die gesammte Atmosphäre Wiens, die Unbildung des Adels und des gesammten Volkes mit sich brachte, nicht von jenem unerreichten Glanz umstrahlt, war sie auch nicht von jener holden Harmonie erfüllt, die der reizvoll bewegte Verkehr in dem Mediceerpalaste von Florenz in sich trug, so gewahren wir doch in jenem unvergeßlichen Verhältnisse eines klar denkenden, selbständigen Herrschers zu den Männern der Wissenschaft die schönsten Seiten. Schlichte Einfachheit, anhängliche Treue, reger Arbeits- und Forschungstrieb treten uns hier in gewinnenden Erscheinungsformen entgegen. Bewundern wir an den Italienern den Schwung der Diction, die Plastik der Darstellung, die Glut der Empfindung, so freut man sich bei den Deutschen des hingebenden Fleißes, mit dem sie im „hyperboreischen Lande" die Wissenschaften erst begründen, das Licht des classischen Altertums leuchten lassen, freut sich des großen Talentes Einzelner, z. B. Celtis', der mit den Italienern wol den Wettkampf in allen jenen Richtungen bestehen konnte.

Dabei galt es freilich, in der „barbara tellus“, von der unter andern Celtis ein schreckliches Bild entrollt, zahlreiche große äußere Schwierigkeiten zu überwinden. Es waren vor allem die starren Zunftgelehrten der Facultäten, die neidischen Pächter der „Weisheit“, zu beseitigen. Nach dieser Richtung war aber der Schutz, die Förderung des Kaisers nicht hoch genug anzuschlagen. Erst durch seine Mandate, durch die ausgesprochene Gunst und Unterstützung, die er Perger, Cuspinian und Celtis zuwendete, war die Scholastik an der wiener Hochschule zu bezwingen, erst durch seine Bestimmungen konnten hier große und heilsame Reformen hindurchgeführt werden. An einem andern Orte habe ich gezeigt, wie sein persönlicher Eifer und Wissensdurst der historischen Wissenschaft zugute kam, wie er in jenen Verhältnissen eine ähnliche Stellung einnahm wie der Reichsfreiherr von Stein zu den Herausgebern der „Monumenta Germaniae“, oder König Maximilian von Baiern zu den Mitgliedern der Historischen Commission, wie durch ihn die historische Forschung gewissermaßen organisirt wurde. Da müssen Celtis, Stabius, Suntheim in seinem Auftrage herumreisen, den freiburger Manlius und Peutinger beschäftigt er mit genealogischen Untersuchungen, die Bibliotheken werden eifrigst durchstöbert und zahlreiche, oft sehr werthvolle Funde gemacht, z. B. die „Tabula Peutingeriana“. Anderes ist gelehrten Werken zugute gekommen, z. B. den „Caesares“ des Cuspinian, anderes, wie das „Donauthal“ des Ladislaus Suntheim, eine topographische Chronik, voll von culturhistorischen interessanten Notizen, ward erst in unsern Tagen publicirt. Die Lieblingsneigung des Kaisers aber war die Genealogie, die Blüte dieser Hülfswissenschaft führt man mit Recht auf Max zurück. Hier gab er zu einer Zeit den Anstoß, in der, wie Cuspinian sagt, wenige unter den deutschen Fürsten ihre Ahnherren kannten. Aber er sorgte auch für Herausgabe von Geschichtsquellen, so wurden Paulus Diaconus und das „Chronicon Urspergense“ durch Cuspinian und Stabius, die augsburger Inscriptionen durch Peutinger 1508 als erstes deutsches Inscriptionswerk edirt. — Für die Geschichte und Alterthümer Roms zeigte Max das regste Interesse, der Eifer der Hu-

manisten für Ausgrabungen und sorgsame Bewahrung der Reste des Alterthums fand bei ihm volles Verständniß und treue Unterstützung. Max begnügte sich aber nicht, wissenschaftliche Hülfsmittel aus seinen Landen zusammenzubringen und zu verzeichnen, überallher will er den Wissensstoff für seine Gelehrten herbeischaffen, er verwendet sich unter anderm für Peutinger und J. Spiegel um leihweise Ueberlassung des „Corpus integr. Pandectarum". Nicht minder interessirte sich der Kaiser für Numismatik, wie eine Stelle seines werthvollen Memorialbuches zeigt, gewiß in einem andern Sinn als sein Vater Friedrich III.; auch die Geschichte des deutschen Mittelalters zog ihn an. Beatus Rhenanus erzählte z. B., der Kaiser habe einen Preis ausgesetzt, um zur Nachforschung nach deutschen Urkunden und Schriften, die vor 500 Jahren geschrieben worden seien, zu veranlassen; „und keiner, der eine solche Handschrift vorwies, ging unbeschenkt von dannen". Melanchthon aber berichtet, daß sich Max mit dem Plane trug, eine deutsche Geschichte schreiben zu lassen, ein Plan, dessen Ausführung freilich nicht zu Stande kam. Besser gelang die Sammlung alter Lieder aus der Heldenzeit, er brachte wirklich auf seinem Schlosse Ambras altdeutsche Gedichte zusammen, ohne die wir vielleicht weder von der Kutrun noch von Erec etwas erfahren hätten.

Wahrlich ein so heller Geist, ein so eifriger Sinn für das Wahre und Schöne, wie er sich bei diesem Herrscher zeigt, mußte der Wissenschaft und dem Aufschwunge, den sie damals nahm, zugute kommen, man kann um so mehr von einem maximilianischen Zeitalter reden, als vor und bald nach dieser allerdings nicht langen Periode geistiger Erhebung Epochen langer Dämmerung und endliche Finsterniß folgten.

Unter König Friedrich begann erst mit dem Auftreten B. Perger's, der 1490 zum Superintendenten der Hochschule ernannt worden war, eine für die humanistischen Strebungen günstige Epoche.

Energisch und einschneidend waren die Reformen, die Perger vorschlug — die verderbten und verstümmelten Texte des Aristoteles,

Euklides, Hippokrates und Galenus sollten vollständigen weichen, Conferenzen über wissenschaftliche Gegenstände stattfinden und sogar peripatetische Disputationen auf öffentlichem Platze abgehalten werden, was freilich bald unterbleiben mußte, weil die Studiosen sie zu Unzukömmlichkeiten misbrauchten. Perger's Einfluß wird es wol zuzuschreiben sein, daß neben dem Italiener Amaltheus auch Celtis und Cuspinian als Wanderhumanisten in Wien auftraten. Den gekrönten Poeten zu gewinnen, gelang damals noch nicht, doch blieb Cuspinian, der Landsmann des Celtis, der, obwol noch sehr jung, durch die Gunst Maximilian's gedeckt, für die Sache der schönen Wissenschaften in das Herkommen eine Bresche zu legen wußte. Ihm, dem Günstling des Fürsten gegenüber zog sich die alte Scholastikerphalanx scheu zurück, nur an dem einen unverlierbaren Palladium der Collegiengelder hielt sie krampfhaft fest, Cuspinian wurde keines zugestanden. Aber schon der Umstand, daß er über Cicero, Sallust, Virgil, Horaz und Lucan las, war ein Gewinn. Nach und nach sollte Cuspinian die erste Rolle spielen.

Vorerst war jedoch Perger's Stellung noch unerschüttert und er benutzte diese zur Berufung eines hochberühmten Mannes, des Italieners Girolamo Balbi aus Venedig, mit dem eine der interessantesten Persönlichkeiten, ein echtes Prototyp der italienischen Humanisten an die wiener Hochschule kam. In ihm zeigt sich so recht die fluctuirende Weise jenes neuen, zwischen Abenteuerern und Gelehrten mitteninne stehenden Standes der „Poeten". In allen Ständen, die noch keine feste Einordnung in die Gesellschaft gewonnen, die für ein neues, noch nicht anerkanntes Princip einstehen, tritt diese Erscheinung der Ruhelosigkeit und des propagandistischen Eifers auf. Wir gewahren sie nicht blos bei den griechischen Sophisten, den Missionären der ersten Jahrhunderte des Christenthums, bei den Troubadouren des Mittelalters, sondern auch bei uns näher stehenden Berufsarten der modernen Cultur, bei den Schauspielern, Musikern und in unsern Tagen bei den Journalisten. Eine gewisse Gleichheit der Lebensläufe wie des Lebenswandels ist bei den ersten Aposteln des Humanismus nicht zu verkennen,

die Italiener sind üppiger, gewaltthätiger, frivoler, aber auch die deutschen Hutten, Celtis, Locher, H. von dem Busche und andere gehören in einen ähnlichen Zusammenhang. Balbi ist eine Persönlichkeit, die manche Reminiscenz an seine Landsleute, an Poggio, Filelfo und andere erweckt, doch ist des Vielgeschmähten Wesen keineswegs abstoßend. Streitsüchtig waren die Humanisten ja fast alle, ihre Lebensgeschichte ist eine Geschichte von Controversen, polemischen Leistungen und gröblichen Invectiven. An Abwechselung fehlt es auch in diesem Dasein nicht. Schüler des Pomponio Laeto zu Rom, las Balbi 1485 als Lehrer zu Paris, wo er aber bald mit Wilhelm Tardif, den er ingrimmig angriff, sowie mit dem bekannten von Erasmus arg charakterisirten Faustus Andrelinus und Robert Gaguin in heftige Fehden gerieth, Fehden, die ihn 1491 aus Paris vertrieben, ihn aber auch für sein ganzes Leben in den Verdacht der ihm von jenen vorgeworfenen Päderastie brachten, der er übrigens trotz der schwachen Gründe seiner Vertheidiger, wie so viele Humanisten, ergeben gewesen zu sein scheint. Seine schlüpfrigen Epigramme sprechen wenigstens entschieden dafür, wie denn überhaupt italienische wie deutsche Humanisten durchaus nicht bloße Nachahmer der römischen Formen, sondern auch der römischen Lebensgewohnheiten waren. Die sehr intimen Verhältnisse mit schönen Knaben waren aber kein Hinderniß für die Stellung des genialen Mannes, der zu Padua als Vortragender über kanonisches und römisches Recht seinen Ruhm begründete. Die glänzenden Leistungen Balbi's lenkten Perger's Blick auf den Mann, der fähig schien, das römische Recht an der wiener Universität zu Ehren zu bringen. Im Jahre 1494 begann Balbi seine Vorlesungen als erster Professor des römischen Rechts an der wiener Universität. Zugleich liest er über Vergil, überwirft sich aber bald mit den ihm wahrscheinlich neidischen und feindseligen Collegen, geht nach Paris, beginnt dort aufs neue die Polemik gegen seine alten Widersacher, die ihn mit Gemeinheiten überhäufen und seine Polyhistorie als Schwindel hinstellen. Im Jahre 1497 erscheint Balbi wieder in Wien, nimmt seine Vorlesungen auf, tritt zu Celtis in ein herzliches

Verhältniß und in die Donaugesellschaft ein. Dennoch konnte der Heißblütige mit den gewiß recht abgeschmackten Pedanten der Facultät nicht im Frieden leben, der Bruch trat auch hier ein, und nach manchem Fahrniß erscheint Balbi wieder 1499 als Professor der Rhetorik, Poetik und des römischen Rechts in Prag, wo seine Genialität ein großes Auditorium und lebhaften Beifall errang. Dennoch konnte Balbi mit der plumpen Arroganz Einiger sich nicht vertragen, seine päderastischen Passionen gaben manchem Pharisäer Anlaß, gegen ihn loszuziehen, Lobreden auf die böhmischen Mäcenaten genügten diesen noch nicht oder erregten Verdacht, daß sie nicht ernstlich gemeint seien, kurz auch aus Böhmen mußte Balbi weichen. Erst 1512 erscheint er wieder am Hofe Wladislaus' in Ungarn, steigt von Stufe zu Stufe, leistet sowol diesem Könige als später den Habsburgern die wichtigsten Dienste, wird Bischof von Gurk und als Gesandter von großer Bedeutung. Trotzdem stirbt er in Venedig (etwa 75 Jahre alt, 1535) in Armuth, man vermuthet wol mit Recht, daß seine Schrift „De coronatione" (Bologna 1530), in der er, wie einstens Ludwig des Baiern Minoriten, die Ansicht verfocht, die Krönung durch den Papst und zu Rom sei für die Kaiserwürde nicht nöthig, den Anlaß zu diesem Wechsel seiner Verhältnisse gegeben. Allerdings wurde sie auf den Index gesetzt und mag den vielen Feinden Balbi's, die ihm häufig Atheismus vorwarfen, gutes Kapital zu Anklagen und Verfolgungen des heftigen Mannes geliefert haben. — Balbi's literarische Leistungen sind mannichfaltig und werthvoll; nicht von den polemischen und satirischen, die ja meist in die pariser Epoche fallen, noch auch von den philosophischen und politischen Schriften, welche zu dem wiener Humanismus in keiner eigentlichen Beziehung stehen, kann hier die Rede sein, näher liegen uns, abgesehen von seinen kräftigen Ausfällen gegen die, leider ganz fruchtlos jahrhundertelang publicistisch bekämpften Türken jene Stücke seiner „Epigrammata", in denen wiener Verhältnisse und Persönlichkeiten behandelt werden. Die Carmina Balbi's sind von großer Formvollendung, unschwer erkennt man in ihnen die classischen Vorbilder; Witz und Schärfe,

Geschick der Erfindung ist ihnen nicht abzusprechen, besondere Decenz zeichnet sie so wenig wie die Producte Martial's, Petronius' und der italienischen Humanisten aus. Den besungenen Großen und Freunden gegenüber ist er überschwenglich, die Gegner greift er mit all der Erbarmungslosigkeit an, welche die Polemik der Zeit charakterisirt und welche den Beifall der nicht Betroffenen stets um so mehr errang, je giftiger und gröber sie war.

An die Spitze all seiner dichterischen Huldigungen stellten sich die vor Maximilian, den er die sichere Hoffnung und Säule des wankenden Vaterlands nennt, dessen Leistungen und Verdienste er ohne eigentliche Uebertreibung in schönen, leicht hinfließenden Versen rühmt. Frisch und anmuthig schildert er da wol, wie Maximilian in herrlicher Jugendblüte heranwächst, wie er Muth und Kraft erweist im Gebrauche der Waffen, wie er mit den Franzosen kämpft, wie er die rohen Völker zu bändigen weiß und Alles von seinen Thaten redet. Am Schlusse erhebt er sich zur Prophezeiung, Max werde seine Herrschaft bis Cadix ausdehnen, mahnt ihn aber ziemlich dringend, des Ruhm gebenden Dichters nicht zu vergessen, denn alle Herrlichkeit finde ein Ende mit dem Leben, was wären Aeneas, was Achilles, was die Atriden und Hektor ohne die Sänger. Unbekannt lägen sie von finsterer Nacht bedeckt, wenn nicht die Verse des „Dichters von Smyrna" ihr Lob besängen. Ein ähnliches Gedicht richtete Balbi auch an Kaiser Karl und König Ferdinand, er nannte es „Vaticinatio". In der Form einer Prophezeiung nämlich kündigt er an, daß den Habsburgern alle Welt unterworfen sein werde, in umständlicher Breite ergeht er sich in der Aufzählung all der Beherrschten bis Taprobane und Byzantium. In akademischer Gründlichkeit gibt Balbi hierauf eine poetische Geschichte Roms, in der er erwägt, wie Rom zu Grunde geht, und in der Ermordung des Julius Cäsar den Anfangspunkt des Niederganges ersieht. Emphatisch verweilt der Dichter sodann bei den Erfolgen der Habsburger, deren siegreichen Adler er auf dem Capitol erschaut, vergißt aber dabei seiner italienischen Abstammung nicht, indem er die Sieger

beschwört, den Besiegten dann ihr Recht wieder zurückzugeben. Wenn die Habsburger die Mittelmeermonarchie durch Siege und Milde begründet hätten, dann sollten sie sich gegen die Türken erheben, gegen diese neuen Cyklopen den Kreuzzug eröffnen. Vertilgt seien sie, die mit der Gorgo die Brust umgürten, sie, welche die Scylla ausgespien; der Dichter erkennt die Schande, welche Europa auf sich ladet, das wolfsgleiche Geschlecht der Türken in Europa zu dulden, er wünscht sie in den Styx. Freilich auch über sie werden die habsburgischen Brüder siegen; in den überschwenglichsten Phrasen des Panegyrikers mit ermüdender Weitschweifigkeit wird der Triumph über jene Feinde der Menschheit geschildert. Werthvoller als dieses Carmen ad captandam benevolentiam sind die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, aus denen sich die Stellung des Dichters zu den damaligen wiener Berühmtheiten, seine persönlichen Verhältnisse und die mancher wiener Humanisten bestimmen lassen. Es sind die freisinnigern Kreise, zu denen er Beziehungen unterhielt; so pries er unter anderm die vielseitigen Kenntnisse und vorzügliche Ehrenhaftigkeit des Dr. Johannes Kaltenmarkter aus Salzburg, der als Professor der theologischen Facultät Sätze ausgesprochen, welche die Facultät für ketzerische erklärte und der die Ansicht geäußert hatte, ein allgemeines Concilium stehe über dem Papst, dieser könne einen von einer allgemeinen Kirchenversammlung gefaßten Beschluß nicht aufheben. Nicht minder rühmt er die Verdienste des Johann Vitez, des Bischofs von Vesprim und Wien und wünscht ihm neben vielen anderem, auch daß er Papst werden möge. Seinen Mäcenas Bernhard Perger feiert er in einem schönen Bilde: „Mag auch der Himmel von dichter Nebeldecke verfinstert werden und das Meer im stürmischen Wellenschlage sich erheben, dennoch löse ich vom öden Gestade den zerbrechlichen Kahn, ungewiß, ob er mich in den Hafen oder an versteckte Felsen tragen wird. Denn du vermagst es, die empörten Wogen zu besänftigen, du bettest den Schiffbrüchigen an sicherm Orte" u. s. w. Dieses Gedicht mag sich auf die heftigen Kämpfe Balbi's in der Facultät beziehen; andere Anspielungen sind verständlicher, so erkennt man sofort

die Absicht, wenn er dem Oberstschatzmeister Simon Ungerspach in witziger Weise die Macht des Goldes anrühmt und schließlich bemerkt: „Wenn mir jemand Gold schenkte, gäbe das meinem Gedichte eine Ader von Gold.“ Dem wiener Official Leonard Wulffing schenkt er einen Cicero mit begleitendem Gedicht, den Arzt Bartholomäus Staber (Scipio) ruft er mit dem poetischen Hinweis auf den gemeinsamen Patron, den Dichter und Aerzte hätten, Apollo! Dem Regens Johannes Fuchsmagen klagt Balbi über den Verfall Roms und widmet ihm mehrere, ihn ehrende Gedichte. Andere Carmina an die Adeligen Sigismund von Polhaym und Christoph von Hohenfels eifern gegen das moderne Geckenthum, ein Panegyricus auf den Marschall Christoph von Liechtenstein preist dessen Heldenmuth, ein Gedicht an den Oberkanzler Johann Waldner rühmt denselben; den kaiserlichen Räthen Kaspar Rogendorf und Sigismund von Nydertor trägt der Dichter die bei den Humanisten so sehr beliebte Epikur'sche Lebensweisheit vor: Was nützt es sich Sorgen zu machen, das Leben flieht mit schnellem Fuße, jedem ist sein Lebensmaß ausgemessen, nichts sicherer als der Tod, deshalb — nun folgt die Moral oder besser gesagt die Aufforderung zu üppigem Lebensgenusse. Dies ist denn auch das Thema, das stets wiederkehrt, die Behandlung der sexuellen Beziehungen ist geradezu virtuos, wenn auch von so antiker Naivetät, daß auf Uebersetzung dieser Stellen verzichtet werden muß. Er habe, sagt er selbst, seine Gedichte ja nicht für Curier und Catone, sondern für seine epikurischen Zechgenossen geschrieben, die in die Nacht hinein gewaltige Becher zu leeren, Küsse zu tauschen und anderes gewohnt seien, bei ihnen hofft er Billigung zu finden. Allerdings fehlt es dabei nicht an ganz derben, wirklich nur für ein zügelloses Männersymposion sich eignenden Excursen, so z. B. in dem Gedichte an Cuspinian mit einer grenzenlos unanständigen Etymologie des Namens. In einem andern Gedicht an diese „Hälfte seiner Seele“ ist er decenter, er spricht mit warmer Empfindung vom Landleben; wäre es ihm doch gegönnt, auf Eigenem zu sitzen und das städtische Kleid abzulegen, dort wo mückenumschwirrt die Rebenhügel prangen und die Obst=

gärten zum Pflücken der süßen Früchte einladen. Da möchte er auf dem grünen Pfühl der Wiesen am dahingleitenden Flusse ruhen, sein Liebling Hyllas würde ihm dann vorsingen, sein Mädchen Julia ihm Blumen pflücken und Kränze winden und — anderes gewähren. Er unterbricht den schönen Traum mit der Aufforderung an Cuspinian: „Wenn du klug bist, lasse Wein kommen, ergreife die Zither, lade Mädchen ein, solange es geht, denn der schwarze Tod stürmt herbei mit geflügelten Schritten." Aehnliches räth er auch dem Humanisten Gabriel Gutrather aus Salzburg (Eubolius), der Rector der Universität und später wiener Bürgermeister geworden, in einem Zusammenhange, der für das sehr ungebundene Leben des damaligen Licentiatus Juris zeugt. Dem Johannes Burger aus Eggenburg, einem jener Humanisten Wiens, die zu den ersten Bahnbrechern der neuen Richtung gehörten, der über Sallust las, Celtis als Rector der Universität zum Besuche Wiens aufforderte, schildert er seine Liebesschmerzen in wahrhaft lebendiger Darstellung, die an Petrarca's „Rime" erinnert. Auch dem Pierius Graccus (recte Johann Krachenberger), dem besondern Gönner Celtis' und eifrigem Freunde der deutschen Sprache, klagt er sein Leid, vor allem fehlt es ihm, um Erfolge zu erzielen, an der Kenntniß der deutschen Sprache, — sein Liebchen verstünde nicht die Sprache Latiums — und an Geld, so bleibe ihm nichts übrig als zu sterben, man werde dann sagen, das schöne Wien hat den Sohn Venedigs hinweggerafft. Klagt er hier offenbar um ein Mädchen, dessen Liebe er nicht gewinnen kann, so spricht er seinen nächsten Genossen gegenüber sich auch über Knaben aus, für die er schwärmt, ein blonder Hyllas und ein schwarzhaariger Iolas werden da genannt; den letztern hat er sogar in einem eigenen Gedicht seinem Lehrer Pomponio Laeto gerühmt. Auch dem Pfarrer von Sanct-Michael, dem Professor Wolfgang Sack, der wegen erasmischer Ausfälle gegen die Bettelorden aus der theologischen Facultät gestoßen ward, schrieb Balbi in sehr anziehender, an die alten Wächterlieder erinnernden Weise von der Freude, die ihm sein Hyllas bereitet. Einem jungen ungarischen Poeten, dem er eine große Zukunft

prophezeit, Michael Vitez, schildert er in trunkener Begeisterung sein Glück, bliebe dies ewig so, würde er den stolzen Palast des Zeus verschmähen. Man staunt vielleicht über diese Aeußerungen; der Dichter selbst vertheidigt sich ähnlich wie der sogenannte Anakreon in seinem berühmten „ἡ γῆ μέλαινα πίνει" mit dem Nachweise, daß alles in der Natur liebe, man möge es deshalb einmal aufgeben, sich über seine Liebesverhältnisse zu wundern. Hier ist nicht der Ort, moralische Urtheile zu fällen, wichtiger erscheint mir der Nachweis, daß die humanistischen Lebensauffassungen und Lebensgewohnheiten, wie sie das Italien Filelfo's und der Spätern sah, auch in unsern Landen Eingang fanden. Doch mag man über Balbi's Sittlichkeit vom mittelalterlichen oder antiken Standpunkte urtheilen, über das höchst bedeutende Talent des Mannes kann es nur eine Ansicht geben, darüber waren Männer wie Celtis und Erasmus völlig einig. Balbi begrüßte Celtis in einem sehr warmen Schreiben und sprach seine Freude aus, ihn sehen zu können, er möge bei ihnen in Wien bleiben, natürlich wurde er dann auch Mitglied der Donaugesellschaft. Erasmus aber rühmt das Talent des italienischen Dichters mit großer Wärme, er kann nicht genug ausdrücken, wie sehr ihm die Gedichte desselben gefielen; so ausgezeichnete, so scharf ausgeprägte Erinnerungen antiker Wohlredenheit gäben sie, er hält ihn für werth, daß alle Freunde der schönen Wissenschaften ihn lieben, pflegen und lesen.

Trotz alledem fand Balbi in Wien keinen fruchtbaren Boden und gewiß weniger Freunde als Widersacher, der Celtis'sche Kreis scheint ihm freilich wohlgesinnt gewesen zu sein, Georg Tannstetter (Collimitius), der bedeutende Mathematiker und Astrolog, der Gründer der Mathematisch-Astronomischen Societät zu Wien widmete ihm seine Ausgabe des „Albertus Magnus de natura locorum" (Wien 1514) aus Dank für seine freundliche Aufnahme in Pest, wo Balbi ihn auf Albertus Magnus aufmerksam machte.

Der Hauptgrund für den Mangel einer tiefer gehenden Einwirkung Balbi's auf die wiener Literaturverhältnisse lag aber in seiner Nationalität, gegen die sich in Wien schon eine

stattliche Partei zusammengeschlossen hatte, sowie in seinen freiern Anschauungen und stark sinnlichen Lebensäußerungen. Dazu kamen die große Selbstschätzung und bedeutenden Forderungen, die Balbi machte, um den Boden unter ihm zu erschüttern. Was er nicht leisten konnte, gelang einem in manchem Sinne geistesverwandten deutschen Mann, gelang Konrad Celtis. * Aber auch dieser drang nicht so mit einem mal hindurch. Perger, der den Italienern besondere Sympathien entgegenbrachte, hielt den Wünschen Krachenberger's und Fuchsmagen's gegenüber an der Berufung italienischer Humanisten fest. Zornig greift ihn Celtis in einem Epigramm (III, 3) deshalb an, daß er nur die Italiener für Dichter hält und den Deutschen gelehrte Werke abspricht. Deshalb straft ihn Celtis auch damit, daß er seine deutsche Abstammung bestreitet, „perfide Slaue" spricht er ihn an. — Giovanni Riccuzzi Vellini aus Camerino und Angelo Cospi aus Bologna wurden damals für wiener Lehrkanzeln in Aussicht genommen. Beide waren gediegene Gelehrte und wirkten in mehr als einer Hinsicht sehr dankenswerth. Der Minorit Camers — denn so nannte man Riccuzzi — war Professor zu Padua gewesen und hatte schon dort eine außerordentliche Kenntniß des Griechischen erwiesen, 1499 erscheint er als Dekan der theologischen Facultät zu Wien, er las über scholastische Philosophie, Aristoteles und Augustinus („De civitate dei"). Viel bedeutender aber war seine eminente Rührigkeit als Herausgeber von Classikern, besonders der lateinischen. Die „Tabula" des Cebes (1498, lateinisch) sammt Commentar, Claudianus (1510), Florus (1511), Justinus (1517), Sextus Rufus (1518), Eutropius (1536) wurden von ihm herausgegeben, dazu kamen die Edition von Pomponius Mela (1512) und die „Periegesis" des Dionysius (lateinische Uebersetzung des Priscian), der treffliche Index zur „Naturalis historia" des Plinius (1514) und zum Solinus (1520) und andere. Es verdient bemerkt zu werden, daß Camers, wie so mancher seiner Landsleute, die Fähigkeit besaß, Griechisch zu schreiben, wie er denn mit Marcus Musurus in dessen Muttersprache eine reiche Correspondenz geführt hat. (Vgl. Präf. zum Solinus.)

Camers vertrug sich mit den deutschen Humanisten ganz gut, lange Zeit war er besonders mit Watt befreundet, mit dem er aber später wie mit Cuspinian wegen rivalisirender Ausgaben von Classikern in eine Polemik gerieth, in der er sich übrigens mit Bestimmtheit gegen den Vorwurf verwahrte, ein Deutschenhasser zu sein.

An J. A. Brassicanus schreibt Camers (1522, August) nebst vielen Freundschaftsversicherungen über seine literarischen Arbeiten, er habe beinahe 6000 Zeilen Sprichwörter gesammelt und wolle sie herausgeben, die „Collectanea" der Dichter seien schon abgeschlossen, sie hätten mehr Mühe gemacht, als Talent und Gelehrsamkeit erfordert, er hoffe aber, daß sie den Studirenden viel nützen würden. An seine Commentare zu Augustin's „De civitate dei" habe er noch nicht die letzte Hand gelegt, theils sei die Pest, theils die ungeheuere Arbeit an den Proverbien ein Hinderniß gewesen. Er spricht sodann von der „Apologia", die ihr gemeinsamer Freund Vadian gegen ihn geschrieben, und erzählt, wie er fünf Tage lang an der „Antilogia" gearbeitet. Man merkt die Aufregung, in der sich der Schreiber befindet, der voll Neugierde ist, zu erfahren, wie Vadian jetzt gegen ihn gesinnt sei. Im Jahre 1523 bemühte sich Camers, wie aus einem Briefe (vom 27. August) hervorgeht, ernstlich bei Cuspinian, dem noch jungen Brassican eine Professur für Latein, Griechisch oder Jurisprudenz an der wiener Hochschule zu verschaffen, lobt seine Uebersetzung des Hymnus an Apollo und gibt ihm den Rath, Cuspinian seinen Wunsch brieflich zu eröffnen und dabei etwas Griechisches beizugeben, weil jener daran so viel Wohlgefallen habe. Schon am 28. September desselben Jahres schreibt Camers wieder, er habe sich seiner Sache so angenommen, als ob sie seine eigene wäre, und sich bei J. Faber für ihn verwendet, der ihn kenne, über ihn das beste Urtheil fälle und hoffe, durch Cuspinian's Vermittelung ihm eine Stellung zu verschaffen. Auch sonst gab sich Camers Mühe, für ihn beim Bischofe von Neustadt und andern einzustehen, meldete ihm, daß Ursinus Velius von anderer Seite für die vacante Professur der Rhetorik vorgeschlagen sei, aber nichts von sich hören

lasse; die Professur, die nicht länger unbesetzt bleiben könne, trage freilich nur 70 Goldgulden, werde aber gewiß besser dotirt werden, einstweilen suppliren Cospus und Gundelius. Bekanntlich setzte Camers die Berufung des Brassicanus auch durch.

In allen seinen Briefen zeigt sich Camers als einen freundlichen, liebenswürdigen Correspondenten voll Eifer für die Classiker, voll Interesse und Wärme für seine Freunde. Er liebt es, moralische Bemerkungen einfließen zu lassen, wie er denn auch unter anderm in der Dedicationsepistel zum Florus der Geschichte eine lehrhafte ethische Tendenz zuweist. „Schön ist es", sagt er, „nach anderer Fehler sein Leben zu verbessern, glücklich der, welcher durch fremde Gefahr vorsichtig geworden. Dies aber leiste die Geschichtskunde. Sie nähert die Jüngern den Aeltern durch Klugheit, den Aeltern verschafft sie Wahrnehmungen der Dinge, die Regenten treibt sie durch die Aussicht auf ewigen Ruhm und unsterblichen Namen zu ausgezeichneten Thaten, die Soldaten macht sie des Lobes halber bereiter, für das Vaterland Gefahren zu bestehen, die Schlechten schrecke sie durch die Furcht vor der Strafe von Schlechtigkeiten zurück." Camers war ein sehr flinker Arbeiter, in einem Monat beendete er den Commentar zu Florus, in mehrern Monaten den Solinus; stets war er mit Entwürfen beschäftigt. Auf den Wunsch der Studirenden edirte er 1518 auch den Sextus Rufus nach Drucken und Handschriften, wol klagte er über den corrupten Text, in dem so viele Fehler seien als Schriftzeichen, und meinte, er hätte eher ein neues Werk schreiben, als dieses in eine ordentliche Form bringen können, das Geographische mache das Werk so dunkel. Camers gab zu der Ausgabe Randbemerkungen, in denen er Kritik versuchte, er findet, daß Rufus den Ammianus Marcellinus nachgeahmt.

Ein vielbelobtes Werk ist seine Ausgabe des Solinus, die er Stephan Verböczy widmete und mit einem Leben des Solinus versah; er spricht über das Verhältniß des Autors zu Plinius' „Naturalis historia" und zeigt eingehend, was sich in seinem Werke finde, das bei Plinius nicht vorkomme, spricht über die Art der

Editionen, seine Vorgänger, die benutzten Hülfsmittel, wobei er bemerkt, daß weder Hermolaus noch Beroaldus dem verderbten Texte entscheidend aufgeholfen. Der Commentar, von dem Camers mit gewohnter Phrase behauptet, daß er ihn in wenigen Tagen geschrieben, ist von großer Ausführlichkeit und Genauigkeit. Doch hatte Camers keinen kritischen Apparat zur Verfügung und so wurde sein Text — nach unsern Anforderungen an einen solchen wenigstens — ein hybrider. In seltsamer Weise kam er dazu, den Cebes, dessen „Πίναξ“ er dem Bischof von Neustadt widmete, zu commentiren. Bei einem gezwungenen Aufenthalte in Wien suchte er nach einer Beschäftigung mit einem Autor, da traf es sich, daß ihm ein vagirender Student, der ihn anbettelte, einen Cebes, den er in seinem Ränzchen mit sich trug, verkaufte. In drei Stunden hatte er ihn gelesen, und um nur nicht müßig zu gehen, setzte er sich an die Arbeit, einen Commentar zu dem netten „Gemälde“ zu geben. Der Commentar ist wieder überaus reichlich, die Widmungsschrift enthält sehr treffende Bemerkungen, die uns das anmuthende Bild des Mannes noch liebenswürdiger erscheinen lassen. Er eifert mit sichtlicher Erregung gegen jene Verächtlichen, welche die Forschungen anderer wörtlich abschreiben, natürlich mit Unterdrückung der Namen jener Forscher, und sich mehr als unverschämt aus gestohlenen Floskeln einen blumenreichen, oder besser gesagt, vielgestohlenen Kranz winden.

Camers benutzte die Uebersetzung des Lodovico Odaxio aus Padua, des Lehrers Guido Herzogs von Urbino, den er selbst als Jüngling zu Urbino kennen lernte und mit dem er, wie er sagt, soweit es seine Jugend zuließ, häufig verkehrte. Am Schlusse der Ausgabe folgt ein Gedicht von J. A. Brassicanus und ein Verzeichniß der Proverbia, die sich im Commentar vorfinden.

Camers' Polemik ist Watt gegenüber, mit dem er zehn Jahre in Freundschaft lebte, wie er sie auf dem Titelblatte nennt, eine freundschaftliche. Er kann es, wie er in der „Antilogia“ (Wien 1522) sagt, gar nicht glauben, daß sein einstiger Schüler sich gegen ihn erklärt habe. Als er mit eigenen Augen sah, wie

Vadian in den Marginalnoten über ihn spreche, habe er überlegt, ob er in seinem Alter dem jungen, aus kriegerischem Lande stammenden Manne erwidern solle, es schien ihm, als ob ihm der Kampf nicht mehr zieme, statt des Banners passe für ihn weißes Papier, statt des Führers die einfache Wahrheit, statt des Schildes das Tintenfaß, statt der Lanze die Rohrfeder. Gezwungen nur, weil so viele rufen: Vadian hat über den Camers obgesiegt, schreite er in den literarischen Kampf, der aber kein Plünderungszug, sondern ein Vertheidigungskrieg sei. Mit einem kleinen Briefchen hätte freilich das alles vermieden werden können, allerdings sage man, Vadian habe geglaubt, Camers sei schon gestorben. Fein erwidert er darauf, er könne nicht glauben, daß Watt die Weise der Schmähsüchtigen sich angewöhnt habe, einen Schattenkampf mit Todten zu kämpfen. Wenn Watt ihn lobe, so wolle er diese Lobsprüche als sein ehemaliger Lehrer in demselben Sinne aufnehmen, in dem er, der Schüler, sie geschrieben habe. Ueberhaupt wolle er die nothgedrungene Vertheidigung in der Art führen, daß man entnehme, daß es ohne Grimm geschehe, dann fügt er mit bei Gelehrten seltener Großherzigkeit hinzu, die alte Freundschaft könne doch wegen einer an sich kleinlichen literarischen Angelegenheit nicht aufhören, denn wie der Weise sagt, liebt der zu jeder Zeit, der ein wahrer Freund ist. Was Camers in der Vorrede zur „Antilogia" verspricht, hält er auch, schon der Titel rühmt Vadian als einen um die Wissenschaften höchst Verdienten. Die Entgegnung (auf funfzehn Punkte) ist höchst anständig, das Sachliche allerdings häufig von freundlichen Worten unterbrochen, die zur Versöhnung einladen. Schließlich bedauert er, an die Controverse so viel Zeit verloren zu haben; verloren dünkt ihm nämlich alle Zeit, die nicht zur Verbesserung des Lebenswandels oder zur Belehrung des Geistes verwandt wird.

Aber der sanfte Mann kann auch heftig werden, wie er in seiner Schrift gegen Eucharius Cervicornus in Köln zeigt. Freilich war diese Heftigkeit auch völlig berechtigt. Seine treffliche Arbeit, das Lexicon zu Plinius wurde in der fünften (kölner) Ausgabe ganz verstümmelt und mit Bemerkungen herausgegeben,

die ihn tief kränken mußten. So elend war diese Edition, daß er sie kaum mehr erkannte; mit Recht klagte er über schändlichen Undank, der ihm so seine Mühen lohne. Freilich solle man sich durch schlechte Leute nicht von seinen gewohnten Beschäftigungen abschrecken lassen, dennoch hemme diese Schändlichkeit seinen Plan, die Collectanea zu den lateinischen Dichtern, die er seit Jahren sammle, und die nach dem Urtheile vieler Gelehrten den Studirenden sehr nützlich sein würden, herauszugeben. Dem Eucharius Cervicornus, dessen Name bis an die Schlußverse oft zu Wortspielen verwendet wird, gibt Camers schuld, in unerhörter Weise seinen Index zum Plinius verstümmelt zu haben. Wenn dabei Joh. Cäsarius ins Treffen geführt wird, so kann er dies nur als Misbrauch des berühmten Mannes ansehen, dem er mit höchster Achtung ergeben ist und dessen Lob er wärmstens ausspricht; auch ihn habe wol Eucharius ähnlich mishandelt. Ueber seine eigenen Arbeiten äußert sich Camers ganz bescheiden, aber die Thatsachen, die er anführt, zeigen den gewaltigen Umfang seiner Studien. Er fertigte Register zur Bibel, zu allen Kirchenvätern, den Digesten, zu Plato, Plotin und den Platonikern, Aristoteles, Theophrast, Themistius, den übrigen Peripatetikern, Cicero und Quintilian, wie zu vielen griechischen und allen römischen Historikern, sowie zu Seneca, Gellius, Vitruv, Frontinus, Vegetius und vielen andern, zum Hieronymus vorerst zum eigenen Gebrauche, wohl aber auch mit der Absicht, wißbegierigen Studirenden zu nützen. Kein Wunder, daß ihm dann eine so singuläre Belesenheit zu Gebote stand, wie wenigen, kein Wunder, daß er mit größter Akribie bei seinen Noten vorgehen konnte. Diese Akribie tadelte Eucharius als allzugroße Genauigkeit und kränkte damit den fleißigen Gelehrten aufs äußerste. Camers berief sich auf das Urtheil von französischen, spanischen, deutschen und italienischen Gelehrten, — „von denen letztere in diesen Studien billig die ersten sind“, — das für ihn durchweg ehrenvoll sei. Er sage das nicht, um sich mit diesen Kleinigkeiten (minutiis) zu brüsten, aber wahrlich, nie hätte er seinen Pliniusindex herausgegeben, wenn er gewußt hätte, daß er in die Hände von kölner Buch-

druckern fallen werde. Denn durch lange Erfahrung wisse er, daß man dort höchst fehlerhafte Drucke liefere. Offenherzig gesteht er ein, daß es an Verstößen in seinen Werken nicht fehlen werde, denn was sei vollkommen? aber gewiß hätte sich Eucharius durch Verbesserung dieser Fehler ein größeres Verdienst erworben, als durch diese elende Ausgabe, die niemand kaufen, der unglückliche Käufer aber ins Wasser werfen möge, denn nur der könne an diesem schamlosen, aus schmuziger Habsucht entstandenen Betrug etwas finden, der das Buch nie gesehen oder einer, der so dumm sei wie ein Stein. Und wie schlecht sei die Ausgabe, welch ein Druck, daß man Luchsaugen haben müsse, um das lesen zu können! Aber noch bei Lebzeiten werde man durch solche Frechheit geschädigt, das dürfe man sich doch nicht bieten lassen, denn wenn dieses kecke Geschlecht nicht bei zeiten in seine Schranken gewiesen werde, würden sie die um die Wissenschaft Verdienten über alles Maß angreifen. Man müsse sich da an den Spruch des Mimographen halten: „Veterem ferendo iniuriam invitas nouam."

Wenn Camers vornehmlich die lateinischen Classiker zu seiner Domäne machte, bemühte sich Angelo Cospi — er stammte aus einem Patriciergeschlechte Bolognas — das Griechische emporzubringen, er wirkte in dieser Hinsicht als Uebersetzer des XVI. und XVIII. Buches Diodor's und eines Abschnittes aus Zonaras. Zu der erstern Version veranlaßte ihn niemand Geringerer als Kaiser Maximilian. Er übersetzte auch den „Libellus Palaephati Graeci" nach der Ausgabe des Aldus von 1505. Das Schriftchen des alten Grammatikers, übrigens eine „planlose Zusammenstellung von allerhand allegorisch-historischer Mythendeutung", wurde erst 1515 durch Phasianinus latinisirt, Cospus ist also der erste Uebersetzer. In der dem Bischof von Wien gewidmeten Vorrede spricht er für die Poeten, denen er einen lehrhaften Zweck zuschreibt, trotzdem sie Plato aus seinem Staate entfernen will. Wer aber in das Allerheiligste der Dichter eindringe, findet freilich, daß sie alles das schon wüßten, was die Philosophen auf großen Umwegen und mit vielem Aufwand von Worten sagten. Gewiß eine feine,

treffende Bemerkung! „Der tiefe Sinn der Poeten", fährt Cospi fort, „erschließt sich aber doch nur denen, die es sich redliche Mühe und sauern Schweiß kosten lassen, in denselben zu dringen. Des Palaephatus Werkchen habe ihm nun einen solchen Eindruck gemacht, daß er es lateinischen Ohren nicht habe entziehen wollen, und so widme er es ihm, für den es, was den Stoff und das Maßvolle der Sprache anlange, wol nicht unwürdig sei. Unter günstigen Umständen hoffe er noch anderes herauszugeben, der Bischof möge ihm dazu Muth machen. Camers stellte zu dem Büchlein seines Landsmannes epigrammatische Gaben bei, ebenso Vadian, der sich ziemlich grob gegen die Verächter der Dichter (in Idiotam Vatum detractorem) ausläßt. Im Jahre 1516 erschien Cospi's Diodor zu Wien (bei Hieronymus Vietor) auf dem schönsten Papier in splendider Ausstattung; in der Vorrede preist Cospi Kaiser Maximilian und vergleicht ihn mit den zwei macedonischen Königen. Die Uebersetzung wurde wie die des Zonaras nach einer ofener Handschrift veranstaltet, die ihm Cuspinian verschaffte. Cospi starb 1516; Vadian wurde sein Nachfolger.

Ein dritter Italiener, Richardus Bartholinus aus Perugia gebürtig, wo er auch Domherr war, befand sich im Dienste des bekannten Cardinals und Erzbischofs von Salzburg, Matthäus Lang. Er schrieb ein „Odeporicon" (gedruckt bei H. Vietor in Wien, 1515), das für die Kenntniß der wiener Humanisten einiges bietet. Das seltene Schriftchen ist ein poetisches Itinerar, das über unsere Gegenden anmuthig und mit plastischer Bestimmtheit unterrichtet, Beschreibungen von Regensburg, Passau, Linz, Pettau (von dem er die Etymologie ab avium volata gibt) wie des fortwährenden Regens in Salzburg und Reichenhall wechseln mit sehr artigen Schilderungen der Scylla und Charybdis unserer Donau: des Greiner Strudels u. a. Wir machen die Reise mit Behagen mit, gleiten an Stein und Klosterneuburg vorbei und werden in der Art eines lateinischen Baedeker über die historischen und andern Curiosa der Orte angenehm unterhalten. So sind wir endlich in Wien, dessen Stephansthurm geschildert wird, der Italiener erzählt sodann

die Fabeln vom Neidhart, und wie er in der ganzen Welt niemals so viele freche käufliche Dirnen gesehen wie in Wien. Aergerlich berichtet er auch ein persönliches Erlebniß, er habe in Wien eine Rede gehalten, die Zuhörer aber hätten sich dabei so lärmend benommen, daß er nur den dritten Theil hätte sprechen können, dann mußte er aufhören. Der Universität, die den Kaiser durch Vadian begrüßen ließ, gedenkt er freilich in ehrenden Ausdrücken. Sein Idyllion auf die Vermählung der Erzherzogin Marie hatte zu seinem Grimme keine klingenden Folgen, was ihn zu einem heftigen Ausfalle gegen die „Erdengötter" erregt.

Aber so werthvoll nun auch die Leistungen dieser Italiener für die Wissenschaft waren, so lag doch nahe, daß die deutschen Humanisten den rührigsten Geist und bedeutendsten Vertreter der neuen Richtung, ihren Freund Celtis in Wien wünschten. Abgesehen von der eminenten Bedeutung des Mannes, welche auch die Italiener neidlos anerkannten, waren es nationale Rücksichten und die gewiß verständige Erwägung, daß ein deutscher Lehrer den Studirenden näher treten könne, welche hier endlich den Ausschlag gaben und zur Berufung des ingolstädter Professors führten. In erster Linie waren es aber da wol die Bemühungen Fuchsmagen's, Krachenberger's und Cuspinian's, die Celtis Bahn brachen. Es ist nur billig, wenn dieser wackern Männer hier in wenigen Worten gedacht wird.

Johannes Fuchsmagen (Fusemannus), aus Hall in Tirol gebürtig, studirte in Freiburg, wo er später Vorlesungen über Philosophie und Kanonisches Recht hielt, wurde Rath Friedrich's III. und Maximilian's und tritt als solcher in die mannichfachsten Beziehungen zu vielen auch italienischen Humanisten. Im Auftrage des Kaisers arbeitet er an einer chronologischen Zusammenstellung der Kaiser, sammelt römische Münzen und wird einer der Principes der später zu erwähnenden Donaugesellschaft. Mit Krachenberger vereint tritt er gegen Perger für die deutschen Professoren ein. Er war auch selbst literarisch thätig und schrieb unter anderm eine Geschichte Burgunds unter Karl dem Kühnen und einen Kaiserkatalog. Eine Handschrift,

Consularverzeichnisse enthaltend, überließ er seinem Freunde Cuspinian zur Herausgabe. Mit Celtis stand er natürlich im lebhaftesten Verkehr, doch finden sich leider nur zwei Briefe in der berühmten Sammlung des Cod. 3448 der wiener Hofbibliothek; beide zeigen die nahen Beziehungen: Fuchsmagen verspricht, der Herold des Celtis sein zu wollen, und bittet ihn um ein Epitaph für einen dahingeschiedenen Jüngling, was der fränkische Poet auch that. Fuchsmagen's Stil ist etwas geschraubt, er sucht sich möglichst classisch zu präsentiren. In neuester Zeit hat man sein Andenken wieder zu Ehren gebracht und manche interessante Beweise für seine reiche Thätigkeit und sein hohes Ansehen veröffentlicht.

Mit Fuchsmagen eng verbündet war Pierius Gracchus, der mit seinem bürgerlichen Namen Joh. Krachenberger hieß und aus Passau stammte. Den classischen Namen hatte ihm Reuchlin statt jenes barbarischen gegeben. Schon unter Friedrich III. angestellt, wurde er unter Maximilian Protonotar. Als Präsident der Donaugesellschaft in den Jahren 1499—1508 that er alles, um diese Körperschaft zu stets größerer Blüte zu bringen. Es versteht sich, daß der brave und rührige Mann der Mäcenas der Gelehrten war, von diesen auf jede Weise gefeiert, besonders von Vadian. Mit Celtis war er seit langem (wol seit 1492) in Verbindung, er nennt ihn seinen Lehrer, an ihn erinnere er sich stets, schreibt er in einem Briefe jener wiener Sammlung, das Gespräch über ihn sei für ihn eine Quelle des Genusses, das könnten Reuchlin und Peter Bonomus bezeugen; er werde seine Freundschaft nicht nur durch Worte, sondern auch durch Thaten beweisen. Und wahrlich, Krachenberger hat dies Wort eingelöst, das zeigen die in der Handschrift vorhandenen Briefe, aus denen sich eine ganze Berufungsgeschichte darstellen läßt. Wie innig sein Verhältniß zu Celtis aber auch war, läßt sich unter anderm daraus ersehen, daß er sofort nach Friedrich's III. Tode (1493) unter dem Eindrucke der höchsten Bestürzung und des ersten Schreckens an Celtis schreibt, und in dem nachts geschriebenen Briefe verspricht, in Wien für dessen Wünsche sorgen zu wollen, nur solle der

Poet sein Talent für ein Epitaph anstrengen, sodaß es eines solchen (!) Fürsten würdig sei oder der Fürst seines Talentes würdig gewesen zu sein erscheine. Andere Notizen sprechen von gemeinsamen Freunden, literarischen Erscheinungen, dem köstlichen lusus in sacerdotes et Germanorum principum barbariem, den Celtis gedichtet, über des Krachenberger Spottlied gegen den geschwätzigen Friesen (Jakob Canter ist damit gemeint), dazwischendurch kommt aber immer als Grundmelodie in allerlei Variationen die Berufungsangelegenheit zur Sprache. So oft man der erwünschten Realisirung ganz nahe ist, stets stellt sich wieder ein Hinderniß ein, einmal wird Franciscus Bonomus des Celtis Rival, dann ließ Balbi's Resignation abermals einiges hoffen, Balbi schrieb auch selbst, aber Celtis zog wieder die Sache in die Länge. Immer jedoch tröstet und beruhigt Krachenberger, für alles werde man Wege finden; er thue seiner bei allen gelehrten Männern rühmende Erwähnung. Später schreibt er in seinem gemüthlichen Deutsch über sich, er „lebe nicht an er und nutz aber mit solchen beschwerden und purden das Ich selbst nicht wol waiß, ob Ich gelebt hab bisher doch hof ich Got und die Geschicht werden die Hendel also fugen, das Ich etwo frey seyn und was sy mit mue und arbeit erobert hab in frewden und frolicher conversation mit Ew. und andern unsern freunden genießen werde". Er hofft aber auch darauf, daß er in kurzem ihn selbst bei sich sehen werde. Krachenberger war übrigens von bedeutendem Einfluß und stand unter den wiener Gelehrten in hohem Ansehen; Vadian feiert ihn unter anderm in seiner ihm gewidmeten Ekloge Faustus (1517), Celtis aber nennt ihn seinen Herold bei Hofe.

Der Dritte im Bunde war Johannes Spießheymer oder, wie er stets genannt wird, Cuspinian. Im Jahre 1473 wurde er zu Schweinfurt in Franken geboren; Celtis war also sein Landsmann. Ein gewisses Polyhistorenthum — er trieb wie Vadian neben den humanistischen Studien Philosophie und Medicin — verband sich bei ihm mit glänzender Eloquenz und Administrationstalent. Dazu kam die persönliche Umgänglichkeit und diplomatische Geschicklichkeit des später als Gesandter ver-

wendeten Mannes, der bald alle Ehren der Universität auf seinen Scheitel häufte.

War es bei einem solchen Triumvirate mächtiger und angesehener Freunde wol ein Wunder, wenn die Aussichten des Celtis immer bessere wurden? Endlich wurde auch der Kaiser ganz für den Plan gewonnen, es charakterisirt ihn gut, daß er ein Schreiben an den Poeten richtet, in dem er diesen nach Wien einladet, das Celtis 1497 wirklich betrat. Nun waren die Wünsche der Humanisten erfüllt, wie lange hatten z. B. der erste Arzt Wiens, Johannes Tichtel, der Mediciner Steber (Scipio), Burger und andere Celtis' dauernden Aufenthalt in Wien ersehnt! Die einschneidendste Reform, eine siegreiche Geistesschlacht, die endliche Niederwerfung der Scholastik wurden mit brennender Ungeduld erwartet. In der That, der wohlmeinende, aber an seinen vielleicht mühsam genug und in hartem Kampfe errungenen Anschauungen festhaltende Perger, der unter anderm alle in deutscher Sprache geschriebenen Hülfsmittel verbot, mußte abtreten, das Doctrinale Alexandri mußte den Regulae Sipontinae weichen, die scholastische Lehrmethode wurde in den schärfsten Ausdrücken officiell verworfen, den Realien Eingang verschafft.

Daß Cuspinian aber, Celtis' Landsmann, an Perger's Stelle trat, bedeutete für jeden, der die Verhältnisse und die Persönlichkeit der beiden Genannten kannte, die Herrschaft des genial und vielseitig angelegten Poeten. Und so trat denn Konrad Celtis auf den Plan, um für viele Jahre (1497—1508) in Wien die eigentliche Seele all der gelehrten Studien und Arbeiten zu werden. Wer den Zauber seiner oft geschilderten Wirksamkeit verstehen lernen will, wird dies am besten aus der Lektüre seiner Werke und der Urtheile der Zeitgenossen erlangen. Eine durchaus frische und geistig stets junge Persönlichkeit trat den Studenten entgegen, kein kümmerlicher Collegienheftleser, kein wunderlicher, unbeabsichtigte Heiterkeit erregender Kathederprofessor, kein hochmüthiger Griesgram, der tagtäglich der Jugend die große Kluft, die zwischen ihm und ihr bestehe, vordemonstrirte — nein, eine Natur, keck und kühn,

originell, ja vielfach burschikos, voll Schwung und Leben, und dabei von echter Begeisterung für die Ideale, welche stets bei der unverdorbenen Jugend einen Nachhall und tiefgehende Erregung erzeugen werden. Was war es denn anders, was der schmächtige Mann mit den großen leuchtenden Augen predigte, als die niemals alternde Theilnahme an den herrlichsten Gütern, was war es anders, als die hingebende Liebe zum Vaterlande, zur Wissenschaft und Poesie, die er selbst an seinem Beispiele erwies? Und wenn er Gedichte erklärte oder vorlas, in denen Liebe und Freundschaft besungen wurden, wie hätte er für diese ewig erwärmenden Gefühle bei der Jugend unempfindliche Hörer finden können! Ja selbst vieles, das dem Feinfühligern in seinen Aeußerungen und Poemen lasciv oder derb erscheint, bei der akademischen Jugend jener Tage fand es gerade deshalb oft Beifall. Lebte man ja doch im Zeitalter des heiligen Grobianus! Und konnte andernfalls der Lehrer gleichgültige Hörer finden, der den Staunenden einen Ausblick in ungeahnte Lichtregionen gewährte, der sie in das Reich der wahren Wissenschaft einführte?! Wer jemals die alten Lehrbücher, den Mammotrectus, den Alexander und andere durchblättert — oder wozu so weit abschweifen — wer jemals im Gymnasium das Unglück hatte, einen interessanten Schriftsteller durch einen geistlosen Grammaticus, durch einen Fanatiker der statarischen Lektüre ungenießbar gemacht zu sehen, der wird die Wonne jener Studirenden begreifen, denen Celtis endlich statt der unverständigen und unverstandenen Spitzfindigkeiten der an der Form herumknuspernden Magister den herrlichen, entzückenden Inhalt der Classiker, denen er den befreienden Geist der Alten erschloß.

Mit Recht hat man Celtis eine wahre Künstlernatur genannt, er war es nicht blos in der rückhaltslosen Hingabe an das Schöne, nicht blos in der Leichtigkeit der dichterischen Production und des stets bewiesenen Formensinns, sondern auch in der gesammten Lebensweise. Musik und Natur zogen ihn an, mit Geld wußte er nicht umzugehen, die sogenannte praktische Weltklugheit, durch die geistige Nullen oder Menschen ohne Herz meist treffliche Carrièren machen, war ihm völlig fremd,

mit der ganzen Glut seines inhaltreichen Wesens erfaßte er es als seine Lebensaufgabe, der neuen Cultur zum Siege zu verhelfen, allem Dummen, Abgeschmackten, Veralteten den Krieg zu erklären, und dies alles zu leisten zu Ehren der hohen Wissenschaft und des heißgeliebten deutschen Vaterlandes. Man sieht, die theoretische Beschäftigung mit gelehrten Aufgaben geht bei ihm Hand in Hand mit praktischer Anwendung des dort Gelernten. In allen Disciplinen geht er auf die Alten als Lehrmeister zurück, aus ihren Büchern soll alle Wissenschaft gelehrt werden. Geographie las er nach dem griechischen Texte des Ptolemäus und demonstrirte dabei am Himmels- und Erdglobus. Er war es, der eigentlich die Lektüre von Tacitus' „Germania" an deutschen Universitäten einbürgerte, wobei sich patriotische Bemerkungen zweifellos anknüpfen ließen. Wie gern hätte er dem griechischen Unterrichte mehr aufgeholfen, doch scheiterten alle Bemühungen an der Seltenheit dieser Kenntniß, wie an der kleinen Dotation der griechischen Lehrkanzel. Auch Aldus Manutius wußte da keinen Rath, wie er Celtis schreibt (1503). Der Pfarrer Johann Werner aus Wörth bei Nürnberg lehnte, ebenfalls in einem aus mehr als einer Hinsicht interessanten Schreiben, die Annahme einer griechischen Lehrkanzel ab. Seine Gründe sind für die Lehrverhältnisse charakteristisch. Abgesehen von der höchst unsichern Stellung nimmt Werner aber auch daran Anstoß, daß Griechisch als eine „nicht so nöthige Sache" von den meisten Studenten nicht gehört werde. Ja selbst zu Rom habe der Lector des Griechischen meist nur ein bis zwei Schüler. Dazu komme die Unwissenheit der meisten im Latein und die Armuth der deutschen Studirenden, die sich darauf einrichten müssen, nur das Nöthigste zu hören und bald fertig zu werden.

Um 1504 scheint sich die Sachlage doch etwas geändert zu haben, wenigstens schrieb Celtis an Pirkhaimer, es seien in Wien viele, die Griechisch studirten, eine Aeußerung, die der nürnberger Gelehrte dazu benutzt, um die Aufforderung Celtis', die Odyssee zu übersetzen, abzulehnen. Gar so viele werden es aber doch nicht gewesen sein; spärlich sind die Angaben der Matrikel

über die Bilingues, die Männer, welche auch Griechisch verständen. Trotz der Bemühungen des Celtis und der anerkannten Nothwendigkeit griechischer Kenntnisse für die biblische Exegese konnte eine ständige griechische Professur erst 1523 errichtet werden. Uebersetzungen freilich wurden in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts mehrere veranlaßt, von ihnen wird an anderer Stelle die Rede sein. Daß Celtis aber eine griechische Grammatik geschrieben habe, ist ein in sehr vielen Büchern stets wiederkehrender Irrthum, das Heftchen auf der wiener Hofbibliothek, das dafür gehalten wird, ist, wie schon Aschbach gezeigt, nichts anderes als eine Sammlung für den eigenen Gebrauch, ähnlich den Präparationen unserer Gymnasiasten, weitaus nicht so wissenschaftlich angelegt als die Reuchlin'schen, bisher handschriftlich gebliebenen Arbeiten dieser Art.

So viel sich Celtis auch mühte, konnte er anfänglich doch keine durchgreifenden Erfolge erzielen; auch er wurde verstimmt und gewann über die Wiener ein ähnliches Urtheil wie Enea Silvio. In einer Ode an Krachenberger wenigstens nennt er sie Hasser der gelehrten Camönen, träg, nur unedeln Erwerb suchend, ein lärmendes, auf den Plätzen bummelndes Völklein, das nur dem Bauche huldigt und gierig ist, anderer Besitz zu gewinnen. Hier beschäftige sich niemand mit den Gestirnen, welche Nullen aber seien diese Höflinge! Im heimischen Lande fühlte er sich unverstanden, man ziehe barbarische Worte der Wohlredenheit vor, klagt er in einem andern Gedicht. Bei der Gutmüthigkeit der Wiener hatte sein Tadel keine solche Folgen wie in Prag, wo sich czechische Roheit gegen ihn erhob.

Besser wurde es, als in dem nach seinem Plane entworfenen Collegium poetarum et mathematicorum, das Aldus Manutius etwas voreilig zur Wiege eines zweiten Athen machte, im Jahre 1502 eine Art Seminar für humanistische Scholaren eröffnet wurde. Diese der Universität eingeordnete, aber von den officiellen Vertretern derselben gewissermaßen ignorirte Anstalt ist in mehr als einer Hinsicht interessant, es besteht in ihr eine Bifurcation nach Fächern, und zwar behandelt die eine, die untere Abtheilung, die realistischen: Mathematik, Astronomie,

Physik; die andere höhere, eigentlich humanistische: die Poetik und Rhetorik. Vorstand des Ganzen war natürlich Celtis, der damit eine ziemlich freie Stellung von der Facultät und das Recht der Dichterkrönung erhielt, das er auch an seinem Collegen Johann Stabius von Steier, dem Vorstand der mathematischen Abtheilung, ausübte. Vincenz Lang (V. Longinus Eleutherius), aus Freistadt in Schlesien, war ebenfalls im Collegium thätig, er ist es auch, der in Rom Bücher und Manuscripte für den wiener Humanistenkreis ankaufen sollte. Schon früher (1501) stand er mit Aldus im Verkehr, der ihm und Celtis zwei Exemplare des Vergil und des Horaz, sowie zwei Bände seiner Anfangsgründe der lateinischen Grammatik εἰς μνημόσυνον et pignus amoris sendet. Er preist dabei des Celtis Eloquenz; dessen Werke, erwidert er auf die bescheidene Bemerkung, sie seien in media barbarie geschrieben, wären vielmehr so gelehrt und formvollendet, als ob sie mitten in Rom entstanden wären. Dabei freut er sich der lateinischen und griechischen Werke des Celtis, die ihm dieser versprochen habe. Trotz alledem lag in der Zwischenstellung, welche die neue Schöpfung einnahm, die Ursache ihres jähen Verfalls, die Universität hat dieselbe nie anerkannt, wie denn auch Celtis niemals ein eigentliches akademisches Ehrenamt bekleidete. Aber dennoch, es war wenigstens eine Form gewonnen, in welcher der humanistischen Richtung stets neue Jünger zugeführt werden konnten. Freilich viel tiefer und weitgehender wirkte die aus Celtis' eigenster Invention erstandene gelehrte Donaugesellschaft. Wie der lebenslustige Poet an allen Orten, in denen er weilte, bald ein Liebchen fand, das er, sich selbst überbietend, mit allen Kosenamen und Schmeicheleien belegt, ebenso thätig ist er auch bemüht, für die Durchführung seiner mit vollem Bewußtsein erfaßten poetischen, philologischen und nationalen Plane überall die richtigen Mittel zu schaffen. Ein solches mit Erfolg angewendetes Mittel aber war die Vereinigung zu diesen Zwecken, die gelehrte Association, so hatte er wol nach italienischem Muster am Rhein wie in Ungarn Aehnliches geschaffen. Eben die früher in Ofen bestehende, auch damals schon „Sodalitas

Danubiana“ genannte Gesellschaft übersiedelte 1497 nach Wien. Auch gegen sie verhielt sich natürlich die officielle Gelehrsamkeit ablehnend, aber wenigstens schützte die Gnade des Kaisers aufs sicherste. Neben Celtis erschienen Johann Krachenberger (Pierius Gracchus) als Präsident, Cuspinian und Stabius an hervorragenden Stellen. Nach allen Seiten arbeitete diese Vorläuferin unserer Akademien; es versteht sich, daß die Nachahmung der Alten in erster Linie gepflegt wurde, aber auch mathematische Studien betrieb man, vor allem Stiborius, Perlachius, Stabius und Collimitius, der ja eine nach seinem Namen genannte Gesellschaft für die realistischen Fächer gründete, die übrigens bald einging. Ja Musik wurde sowol praktisch bei den humanistischen Symposien als auch theoretisch gepflegt, es fehlte denn auch nicht an gediegenen Musikern, Componisten und Schriftstellern, die über figurative Musik und Contrapunkt schrieben. Wenn Celtis’ Begeisterung für die Musik sich mit Luther’s inniger Hingebung an die Frau Musica vergleichen läßt, so erscheint er in den durch ihn veranstalteten dramatischen Aufführungen durch Studenten als Vorläufer der jesuitischen „Schülerkomödien“. Plautus Aulularia und Terenz Eunuchus werden von wiener Studenten um 1502 in der Aula unter großer Theilnahme aufgeführt. Keine Kunst wird da übersehen, auch die Malerei soll auf das ästhetische Gefühl der Jünger der Wissenschaft wirken, deshalb werden auf Celtis’ Betrieb die früher nackten Wände der Aula mit Gemälden geschmückt. Nach allen Seiten hin wirkt des fränkischen Poeten singuläre Anregungskraft, bald galt Wien als eine der vorzüglichsten Universitäten, was die mathematischen und humanistischen Studien anlangte, der Besuch war wieder ein sehr stattlicher, auch Ulrich Zwingli, der seinen Brüdern und seinen Landsleuten diese von ihm stets geschätzte Hochschule empfahl, Vadian, Joh. Faber und Eck studirten in Wien, von dem man rühmt, daß es oft 5000 Studenten besaß.

Mächtig aber hob sich die Donaugesellschaft, und gewiß geht man nicht irre, wenn man hier alles auf die glänzende Anregungsfähigkeit des fränkischen Poeten zurückführt. Wie

viele Richtungen waren doch in diesem einen Manne zusammengefaßt? Wie bei Wimpfeling und der ältern Schule überhaupt ist auch bei ihm manches Mittelalterliche zu finden, neben Aeußerungen des Judenhasses — wie es scheint nur eine theoretische Bekräftigung für die damals strict verlangte Orthodoxie — stellen sich auch Gedichte auf den Leichenstein der heiligen Walpurga, auf den heiligen Sebald und andere ein, die sich unter den Stücken echt ovidianischen Charakters etwas hybrid ausnehmen. In gewissem Sinne aber möchte man ihn den Vorläufer Klopstock's nennen. Auch in ihm überbietet das Gefühl für das eigene Volk, für seine geliebten Deutschen sogar die Bewunderung der Alten, von deren Gedanken seine Gedichte erfüllt sind, deren Maße er nachahmt. Auch er dichtet sich eine eisgraue Vorzeit und verweilt bei Vorstellungen, wie sie der nachmaligen Bardenpoesie vertraut sind, er gedenkt der Druiden, er blickt mit Ehrfurcht auf die ultima Thule, es läßt ihn nicht ruhen, sein Volk von den Welschen misachtet zu sehen, er bittet Phöbus nach Deutschland zu kommen. Was die Deutschen geleistet, erfüllt ihn mit Begeisterung, er wird nicht müde, es zu preisen. Er wendet sich an die deutschen Dichter, mit einem gewissen Selbstgefühl auf sein Werk hinweisend: er sei der Bahnbrecher gewesen, die Spätern sollten es besser machen. Er wisse wohl, daß er die Poeten Latiums und Spaniens nicht erreicht habe, doch auch Rom mußte erst einen Ennius, Lucrez, Vergil haben, bis Horaz gekommen, dessen Gedichte sich bis heute erhielten, möchte doch auch seinen Gedichten unter den Deutschen eine ebenso lange Dauer gegönnt sein. An diese Worte des Poeten, der für den Nachruhm lebendiges Gefühl und Verständniß besaß, sei die Bemerkung geknüpft, daß sie diese Dauer wol verdienen, daß es eine Ehrensache für unser Volk wäre, die Gedichte des genialen und so warmfühlenden Patrioten in einer stattlichen Collectivausgabe zu vereinen. Denn trotz aller antiken Reminiscenzen, trotz mancher argen Schlüpfrigkeiten ist doch des Schönen und Formvollendeten eine so reiche Fülle, daß man dem Poeten Celtis für unsere Tage dieselbe Auferstehung wünschen möchte, wie sie dem Epistolographen Muretus

durch Ruhnken zutheil ward. Was Celtis so sehr und so vortheilhaft von den meisten humanistischen Dichtern unterscheidet, ist die Subjectivität seiner Poeme, die einen eigenthümlichen Reiz gewährt. Alles setzt er mit sich und seinen Strebungen in Verbindung; ob er nun Ausfälle gegen die Czechen oder gegen einen geschwätzigen friesischen Humanisten macht, ob er Freunde besingt, über die Pest klagt, die ihm sein Mädchen geraubt, ob er sich bei Bacchus über die Weinverfälscher beschwert, gegen die Erfindung der Kanonen eifert, seinen Heimatsort feiert oder die Moralphilosophie mit der Gladiatorenkunst vergleicht, wir hören ihm immer mit Interesse zu, denn er weiß, was bei den humanistischen Poeten wol eine Seltenheit ist, die Langeweile zu vermeiden. Wie mag nun der Mann im persönlichen Verkehre gewesen sein! Einen schwachen Abglanz davon bieten die begeisterten Panegyriken und Briefe nicht blos der „familia Celtica", sondern auch der Schüler allerorten, die verschiedensten führen mächtige Anregungen, die Erkenntniß ihres Berufes auf ihn zurück. Und zwar sind es nicht blos die Jungen, leicht Erregbaren, die sich um ihn scharen, und das Lob des Meisters aller Welt verkünden, sondern auch Männer in Amt und Würden, die ihm treu verbunden nach seinem Beifalle geizen und streben, der gelehrte Dr. Mert Sibenburger, wahrlich ein ganzer Mann, schloß sich wie J. Tichtel, der praktische Arzt und so viele der Aeltern an den Apostel des Humanismus. In den Wochenversammlungen der Donaugesellschaft war er so recht in seinem Element. Da wurden die Arbeiten und Entwürfe der Mitglieder geprüft, musikalische Productionen fanden statt, schließlich fehlte natürlich nicht das durch geistreiche Reden und Facetien gewürzte Symposion. Hier wurden die fremden Gelehrten eingeführt, ein großer Theil der Sodalität gab auch theatralische Vorstellungen, wie denn unter anderm 1501 zu Linz Celtis' „Ludus Dianae" gespielt wurde; der Kaiser erschien auch öfter bei Versammlungen und Productionen der durch ihn protegirten Gesellschaft. Die Frucht der Anregungen, die hier geboten wurden, läßt sich begreiflicherweise nicht statistisch angeben, daß dabei aber die Wissenschaft gar sehr ge-

förderte wurde, zeigen Arbeiten wie Ladislaus Suntheim's „Donauthal", Ausgaben von Classikern (von denen noch die Rede sein wird) und von mittelalterlichen Scriptoren, wie z. B. des Otto von Freisingen durch Johannes Stabius und Cuspinian u. a.

Enea Silvio bemerkt in seiner amusanten Schilderung der Wiener, daß es so wenig autochthone Geschlechter, dagegen so viele Eingewanderte gäbe. Dieselbe Wahrnehmung macht man unter den damaligen Gelehrten. Unter den namhafteren (39) wiener Literaten jener Tage erscheint ein einziger Wiener (Steber), dagegen stellt Baiern fünf (Agricola, Collimitius, Gundel, Marius, Stiborius); Schwaben ebenfalls fünf (Rosinus, Suntheim, Faber, Brassicanus, Foeniseca); Franken drei (Celtis, Cuspinian, Misbeck); Schlesien drei (Logau, Ursinus Velius, Longus Eleutherius); Oberösterreich vier (Puelinger, Krachenberger, Stab, Tichtel); Italien drei (Balbi, Camers, Cospi); die Schweiz zwei (Fabri und Vadian); Niederösterreich zwei (Burger, Velocianus); Steiermark zwei (Perlacher, Rithaymer); Siebenbürgen zwei (Capinius, Wolfhard); Sachsen einen (Habelius); Elsaß einen (Spiegel); Salzburg einen (Eubolius); Baden einen (Gerbel); Friesland einen (Canter); Tirol einen (Fuchsmagen); Deutschungarn einen (Salzer). Jene zugewanderten kamen fast durchweg nur der hohen Schule zu Liebe, viele auch, um den berühmten Celtis zu hören. Einige der weniger Bekannten von diesen mögen hier eine nähere Betrachtung finden; leider congruirt die Grenze ihrer Wirksamkeit nicht mit den chronologischen Grenzen dieses Aufsatzes, die folgende Revue soll aber wenigstens im einzelnen eine Vorstellung von der nachhaltigen und vielseitigen Wirksamkeit des Celtis bieten.

Will man eine Charakteristik der wiener Humanisten geben, so wird sie große Aehnlichkeit mit der allgemeinen Signatur aller Freunde der schönen Wissenschaften in jener Epoche haben. Das freudig betriebene Studium der Alten führt zu gierigem Aufspüren, zur Herausgabe und Commentirung von Handschriften, Vorträgen über Poetik und Rhetorik, zu oft sklavischer

Nachahmung der Form der Alten. Aber auch eine historische, eine patriotische Richtung erwächst, man sucht nach vaterländischen Geschichtsquellen, hat Sinn für alles Archäologische, ja man wird auch achtsam auf das Culturgeschichtliche, bemüht sich um geographische Kenntnisse wie um Mathematik und zeigt die Anfänge von Kritik. Dabei trägt man souveräne Verachtung aller Scholastik zur Schau, wie denn hier Celtis den Ton angibt, der unter anderm auch den akademischen Doctorgrad geringschätzte. Der Lorbeer des Dichters ziert mehr, das Höchste aber ist der Nachruhm, es hält schwer, in alledem Petrarca's Einfluß zu verkennen. In den jüngern Humanisten freilich machen sich auch andere Elemente geltend, sie kämpfen gegen steife Regel und altväterische Zucht, häufig die Antike auch im Leben nachahmend, wie die Kraftgenies der Sturm- und Drangperiode.

Der Kreis der Mäcenaten ist es nun zunächst, der betrachtet werden soll, in ihm nehmen außer den schon Genannten Dr. Capinius oder, wie man ihn in Wien hieß Siebenburger und Johannes Tichtel die ersten Stellen ein. Eine der vielen Panegyriken an Kaiser Max von Adrian Wolfhardus aus Siebenbürgen — es gab überhaupt damals schon eine siebenbürgische Colonie in Wien — ist dem Martinus Capinius, Doctor beider Rechte, Professor der Philosophie und Stadtrichter von Wien gewidmet. Der schaffenslustige jugendliche Dichter — er hat noch nicht das 21. Jahr erreicht, rühmt das scharfe Urtheil und die Gelehrsamkeit des Juristen, der ihn vor den Viperzungen der Müßiggänger beschützen möge. Der Jüngling zeigt eine große Belesenheit, preist das schöne, recht anschaulich geschilderte Oesterreich, verweilt bei des Kaisers Erziehung und Jugendgeschichte mit Behagen und kann es natürlich nicht unterlassen, ihn mit Camillus, den Scipionen, Metellus, Julius Cäsar und andern zu vergleichen. Dabei spricht er auch sehr ausführlich von den neuen Studien in dem gelehrten Wien, zum Schluß wird sein Gedicht schwerfällig und überladen. Der

Mann aber, dem es gewidmet ist, gehört zu den interessantesten Erscheinungen des damaligen Oesterreich; in der Gelehrten- und Juristenwelt, wie bei den Bürgern genoß er die höchste Achtung, die wichtigsten Vertrauensämter wurden ihm übertragen, sein Wort wurde wie ein Orakel betrachtet. Aber er war auch der Mann der kleinen Leute. Wie ihm seine Feinde, vor allem der junkerhafte hochmüthige Herberstein vorwarfen, saß er bei ihnen in den niedern Schenken und hielt ihnen Reden. Was wir von ihm wissen, aus seinen Aufzeichnungen ersehen, zeigt ihn als Mann von felsenfestem Charakter (tenax propositi) und als getreuen Eckart der städtischen und ständischen Gerechtsame. Dies erwies er in seiner Haltung bei allen Processen, vor dem kaiserlichen Hofe im Angesicht der Prinzen, dies erwies er in seiner Führerrolle im Jahre 1519 und durch seinen Märtyrertod auf dem Blutgerüst zu Neustadt. Celtis hatte den ihm Engverbundenen hoch geehrt und ihn zu seinem Testamentsexecutor gemacht. Es versteht sich, daß ein Mann von der Bedeutung Capinius' der Sache des Humanismus die größte Förderung verschaffen konnte.

Einen nicht geringern Einfluß besaß der Greiner Johannes Tichtel, der vielbeschäftigte Arzt Wiens, dessen reiches Einkommen und ungemein ausgedehnte Praxis ihn in die Lage setzten, seinen literarischen Freunden vielfach zu nützen. Im Jahre 1482 war er auch Universitätslehrer geworden, mehrmals war er Dekan der medicinischen Facultät. Er ist einer von denen, die Celtis auf das dringlichste nach Wien einladen. Celtis aber feiert ihn mit dankbarem Herzen in der prächtigen Ode „Vienna latis moenibus imperans" als einen, der die alten Camönen liebe, das Griechische aufnehme und seinen Kindern lernen lasse, und das, was die Dichter singen. Oft habe er ihm Wein zugewendet, — es war wol Klosterneuburger, — und sein Haus mit Geschenken aller Art geschmückt. Er sei ja keiner von denen, die alles versprechen und nichts halten, wie es die leidige jetzige Sitte in Oesterreich mit sich bringt, bei ihm folge das Wort der That. Gott habe ihm aber auch ein braves Weib und Kinder, und ein schönes behagliches Haus mit redlich erwor-

benem Reichthum beschert. Und der Poet übertrieb nicht. Es sind sehr comfortable Verhältnisse, in denen sich Tichtel bewegt, viele Angaben seiner Aufschreibungen weisen auf ein verfeinertes, anspruchsvolles Leben hin. Wir können uns den wackern Arzt vorstellen, wie er nach Hause kommend sich Ruhe gönnt. Vor ihm liegt wol ein Classiker oder eine religiöse Trostschrift. Behäbig blickt er hier und da vom Buche empor und durch das Fenster, auf dem etwa zwei „grünglasirte Blumentöpfe" ihren Stand haben, während seine Knaben sich um das Spielzeug balgen, das ihnen die Nonnen zur Himmelspforte zum Neujahr geschenkt. Mitunter aber greift Tichtel zum nebenstehenden, mit vergoldeten Schnäbelchen und Verzierungen geschmückten Becher, einem werthen Geschenke, dessen Inhalte er frisch zuspricht, wenn ihm sein Seneca zu trocken werden will oder Terenz ihn begeistert. Aber auch sonst fehlt es nicht an Beweisen für ein wohlgeordnetes comfortables Hauswesen, da werden als Einrichtungsgegenstände genannt: Pfauenwedel und Lichtschirm, Zungenschaber und Zahnbürste, beide mit Silber und Gold verziert, Schweiß- und Handtücher, ein mit Silber eingelegter vergoldeter Stock, den Tichtel bei seinen Gängen mitgenommen. Es ist das einzige Humanistenheim in Wien, das näher beschrieben werden kann, es wird aber auch deshalb hier besprochen, weil Celtis bei Tichtel 1492 gewohnt haben soll.

Den Mäcenaten des Celtis schließt sich einer seiner eifrigsten Anhänger an, Vincenz Lang aus Freistadt in Schlesien. Mit seinem Gelehrtennamen hieß er Longinus Eleutherius, er war Celtis' Amtsgenosse im Dichtercollegium und wurde in feierlichster Weise von Kaiser Max zum Dichter gekrönt. Er spielte nämlich in Celtis' „Ludus Dianae" zu Linz die Rolle des Bacchus, mit dem Thyrsos in der Hand warf er sich da vor des Kaisers Füße, erbat und erhielt den Lorber (1501). In seinem Panegyricus auf Maximilian dankt er für die Eröffnung des Collegiums in gewandten Versen, in denen, Zeugniß für seine bilinguitas, griechische Worte nicht fehlen. Der Inhalt ist der übliche: der Kaiser wird aufs höchste gepriesen. Die Decoration ist auch die gewöhnliche: der Kahlenberg, der in die

Wolken ragt, die weinbekränzten Gelände, Segen des Bacchus u. s. w., im Hintergrunde aber erscheint in bedrohlicher Perspective der Schrecken und die Noth der Zeit — der Türke. Manches in dem Carmen läßt auf Celtis' Revision schließen, was auch durch Briefe Lang's bestätigt wird. Dieser Correspondent des Aldus Manutius nun war es, den Celtis auf einen Römerzug im literarischen Sinne aussandte. Wie Poggio und die Seinen in die Länder der Barbaren eilten, um auf Handschriften Jagd zu machen, so folgte nun eine Gegenströmung: Deutsche zogen nach Hesperien, um sich die neue Bildung und gute Bücher zu gewinnen. Allzu spärlich sind die Berichte des Reisenden über das, was er in Italien geschaut, nur zwei Briefe sind erhalten, aber bisher nicht publicirt. Der eine ist aus dem Jahre 1499, Lang schrieb ihn aus Venedig und meldet Celtis, daß er nach vielen Gefahren, die ihm die Türken und das Meer bereitet hätten, hier angekommen sei, den M. Antonius Sabellicus, den Aldus Manutius, den Georg Valla von Piacenza besucht habe. In Padua hört er den Prospero und Calpurnius und begibt sich dann nach Venedig zurück, von wo er nach Ferrara gehen will. Leider schreibt er nichts weiter, denn die Schiffsleute drängen auf Abschluß des Briefes. Das zweite Schreiben, dessen Anfang eine Ausführung des frühern, ist aus der Ewigen Stadt (1500) datirt. Es meldet dem Meister, daß Lang bewogen durch seine Rathschläge überall die Gelehrten aufgesucht habe, welche Celtis kenne, er beschreibt dabei seine Reise, die ihn durch Steiermark, Kärnten und Friaul nach Venedig geführt habe, unterwegs erfährt er von der Hinschlachtung von 10000 Menschen durch die Türken. Aldus, „der Hersteller des griechischen Alterthums", empfing ihn auf den Gruß des Celtis auf das freundlichste, schenkte ihm zwei Exemplare des Dichters Musäus sammt lateinischer Uebersetzung, ein Exemplar ist für Celtis bestimmt. Mit seinem Freunde Johannes Aesticampianus, dem bekannten Philologen ging er zu Georg Valla und Antonius Sabellicus. Valla, schon im höchsten Alter stehend, war gerade mit Uebersetzungen aus dem Griechischen beschäftigt, man merkte ihm die vielen Jahre, Nacht-

wachen und das unaufhörliche Studium an. So matt er war, so erklärte er den Freunden auf ihre Bitten sogleich die griechische Aussprache und den Accent. Baptista Guarino trafen sie in Ferrara auf seinem Spaziergange durch den Garten, er hatte aus Trauer über die Krankheit seines Schülers (Famulus?) seine Vorlesungen abgesagt, sie konnten ihn also nicht hören, betrachteten noch die alten, wie die neuen Denkmale und fuhren dann nach Bologna in die „hochberühmte" Stadt, den reichsten Born der verschiedensten Wissenschaften, wo sie Antonius Codrus, den gelehrten Lateiner und Gräcisten anstaunten, nicht minder aber den Philippus Beroaldus, der in Philosophie, Rhetorik, Poetik und Eloquenz gleich Großes leistete. Sie hörten auch den scharfsinnigen Metaphysiker Alexander, den Mathematiker Dominicus, der über Euklid und den Almagest las. Lang reiste dann über den Apennin, um in Florenz den Marsilius Ficinus, den hochverehrten Platoniker zu begrüßen, doch Ficinus war kurz zuvor gestorben, den Physiker Lucio Bellancio suchte er fruchtlos sowol in Florenz als in Siena, und so nahte er sich Rom, dessen gewaltige Ruinen die Weltstadt anzeigten. Welcher Ausblick bot sich da unserm Deutschen! Welche verwirrende Menge von Tempeln, Altären, Gebäuden, Bassins, warmen und kalten Bädern, Statuen, Säulen, Stationen, Porticus, Krypten, Bogen, Magazinen, Backstuben, Fleischbänken, Zeughäusern, Burgen, Colosseen, Gärten, Obelisken, Teichen, Palästen, dem Septizonium und andere beinahe unzählbare Dinge! Die sieben Hügel machen dem Reisenden, der alles sehen möchte, einen sehr unholden Eindruck, sie erscheinen ihm beinahe unbebaut, verwüstet und zerrissen. In demselben Zustande findet er das Amphitheater, das Capitol, die Triumphbogen des Konstantinus, L. Septimius, des Vespasian, Domitian, welche halb zerfallen sind oder von der Erde überschüttet. Auch die Aquäducte und Ueberreste der Thermen bedrohen die Beschauer mit ihrem Einsturze, doch bemerkt der Schreiber, das werde Celtis wol alles selbst viel besser gesehen haben. Aber über neue Ausgrabungen müsse er berichten. Da habe man in den letzten Tagen eine mit kostbaren geglätteten Steinen gepflasterte Straße

ausgegraben, die vom Fuße des Triumphbogens des divus Vespasianus — dem Schreiber passirte der komische Irrthum, Cuspiniani zu schreiben — bis zum Amphitheater und zum Triumphbogen des Konstantin reicht, auf der so große Massen gewaltiger Säulen aus Serpentin gehauen, ausgegraben wurden. Er berichtet aber auch über die Neubauten und Zerstörungen des Papstes Alexander VI., der alte Denkmale trotz der immensen Schwierigkeiten, die das feste Material bot, niederreißen ließ, ein Vorgang, der Lang zu einer zahmen Betrachtung über die sinnvolle Erhaltung der Baudenkmale durch früher sehr religiöse Päpste veranlaßt, welche in jenen Monumenten Mittel zur Heranziehung von Fremden ersahen u. s. w. Aber über dem Anschauen der architektonischen Merkwürdigkeiten Roms vergaß Lang die literarischen Schätze nicht; Celtis hatte ihm ans Herz gelegt, einen Katalog über die lateinischen und griechischen Schriften in der Bibliothek des Papstes zu verfassen; er sendet aus Zeitmangel, denn die Bibliothek ist nur in bestimmten Stunden offen, einzig den leider nicht erhaltenen Index über die griechischen Bücher und verschiedene Gedichte und Bücher, darunter die „Carmina fratris Jacobi de Gauda" des Petrus Bonomus und den Panegyricus des Jakob Questenberg an Johannes Dalberg, Bischof von Worms. Täglich hört er den Augustus aus Padua, den Petrus Marsus, A. Volscus und viele andere Professoren. Im Jahre 1502 war Lang wieder in Wien und berichtet getreulich über die Schicksale des Collegium poetarum, über Rosinus und Stabius und andere; ein zweiter Brief zeigt die hohe Achtung vor dem Meister, dem er Unsterblichkeit prophezeit. Um 1501 schrieb Aldus Manutius an Lang und Celtis zugleich als Antwort auf ihren Brief, und Lang hat ihm ein Epigramm gesandt voll Lob, das Aldus artig mit den Worten erwidert, es freue ihn das Lob belobter Männer, das er auch in einem andern Briefe ihm gespendet. Anbei sendet er zwei Exemplare von Vergil und Horaz und der Grundzüge seiner lateinischen Grammatik, wol auch, um für seine Officin den wiener Markt zu gewinnen. Noch einmal ward Lang auf eine italische Reise gesandt, da raffte auch

ihn, wie so manchen Deutschen die aria cattiva Roms dahin (1504).

Glücklicher war das Los eines andern Jüngers der schönen Wissenschaften, der schließlich sein Schifflein in Wien vor Anker legen konnte. Aus der Schweiz wanderte, wie so viele andere, Ulrich Schmidts (oder Schmitz) aus Thornberg in die weite Ferne; gleich Platter der Studien halber. Wie seine Lebensläufe waren, wir wissen es nicht, wir treffen ihn erst am Anfange des 16. Jahrhunderts in dem lieblichen Klosterneuburg bei Wien als Schulmeister. Sein Name ist bereits latinisirt und in Fabri verwandelt, der Magister aber, der gewiß in sehr bescheidenen Verhältnissen zu leben genöthigt war, verfügte über eine ansehnliche gelehrte Bildung, dies zeigt die lange Reihe von Editionen, die er mit klarer Zielbewußtheit zum Druck gefördert. Man kann wol sagen, er ist einer der rührigsten Beförderer der griechischen Studien in Oesterreich, seine Ausgaben aber sind leider schwer aufzutreiben und wird es deshalb nicht gelingen, von seiner literarischen Thätigkeit ein vollständiges Bild zu geben. Im Jahre 1514, das steht fest, kam er nach Wien, widmete sich der Medicin, wurde Doctor der Arzneikunde, später Professor derselben, nicht weniger als siebenmal Dekan und viermal Rector der Universität; er ist erst nach 1544 gestorben. Sein Hauptstreben, und dies ist gewiß löblich, war, gute Bücher nur recht schnell unters Volk zu bringen; so gab er z. B. einen Dialog des Mapheus Vegius Laudensis sammt seiner Interpretation heraus (1516). Das Büchlein ist dem klosterneuburger Kanonikus Lichtenberger gewidmet; in der Dedication spricht Fabri gegen die Undankbarkeit, die er von Jugend an hasse, er bittet um freundliche Aufnahme für seinen Commentar, der das Dunkle und weniger Genaue erklären soll, es sei wol wenig, aber vielleicht doch zu schätzen, wie König Artaxerxes das Wasser schätzte, das ihm ein Arbeiter auf der Jagd bot. Uebrigens halte er sein Urtheil höher als das von tausend andern Ununterrichteten, deren ganzes Bestreben darauf hinausgeht, den andern entgegenzutreten und mit Luchsaugen das Fremde, ihres aber mit den Augen des Maulwurfs zu betrachten, damit sie nicht als

Suffenus (als kleinlicher Dichter) erscheinen. Eine ganze Blütenlese von Stellen aus den Classikern und neuern Schriftstellern wird dann zum Lobe der Wahrheit aufgeführt, darunter Jakob Stapulensis' „Der unbändig gelehrte Mann", wie Erasmus' „Die Ehre Deutschlands" und F. Petrarca. In den Erläuterungen zu den Humanisten des 15. Jahrhunderts zeigt Fabri seine compilatorische Gelehrsamkeit z. B. über den Namen der Pallas, er gibt alle Sprichwörter an, die sich auf Minerva beziehen, dabei läßt er sich auch auf Etymologien ein, z. B. bei dem Worte Charitinen. Beroaldus, Volateranus und Lorenzo Valla werden gut benützt, kurz es sind sehr eingehende mythologische, etymologische, historische, geographische Erläuterungen, die freilich mit starker Zuhülfenahme von Erasmus, Reuchlin und andern geboten werden. Auch von Werken, die erst erscheinen sollen, z. B. von einem Buche Vadian's, das die Frage behandeln wird, ob der Poet geboren oder gebildet werde, gibt er Kunde und findet, daß Agricola's Gedichte zur Lösung dieser Frage beitragen. Diese Frage, die an die Gottsched'schen Streitigkeiten erinnert, führt den unermüdlichen Commentator überhaupt zu den Poeten und ihren Schicksalen, Urtheile von Picus, J. Stapulensis, Geiler, Reuchlin, Marsilius Ficinus, G. Simler, Petrarca werden da gehäuft, ebenso bei andern Materien. So ergeht sich Fabri auch in Excursen über die Gegenstände, welche die Priester für ihren Ritus brauchen, über die Mittel, welche die Frauen anwenden, um der Wahrheit ein Schnippchen zu schlagen, oder über das Handwerksgeräth der verschiedenen Gewerbsleute, kurz es sind ganz eigentlich verwendbare „Alterthümer", die da gegeben werden, seine Schrift ist deshalb für die Realien sehr brauchbar, jeder Alexandrinismus ist glücklich vermieden, das Neueste benutzt, mit Geschick werden die Argumente der Gegner gegen diese ins Treffen geführt; so wird z. B. der Nutzen der Medicin gerade aus Petrarca's Invectiven gegen die Aerzte erwiesen. Im Jahre 1518 gab Fabri Cicero's „Oratio pro Q. Licinio" heraus, das Buch wurde in den Schulen verwendet. Voraus ging das Lob Cicero's, dem Lysias und Plato weichen müßten, dann Bemerkungen, wie nöthig die Verbindung

von Rechtskunde und Eloquenz sei, in einem Tetrastichon fordert er die Jugend Deutschlands auf, hierher zu kommen, dann sei Delphi für sie unnöthig. Die Edition ist übervoll von einleitenden Gedichten und Beigaben, welche Anhänger des Humanismus lieferten. Dem Pfarrer von Sanct-Martin in Klosterneuburg, Jakob Kornhuber, der ein gelehrter Mann gewesen sein dürfte, widmete Fabri die Epistel Petrarca's an Thomas von Messina und dankt ihm darin für die Freundlichkeit, die er ihm während seiner Lehrerzeit erwiesen. In einer mir leider unzugänglichen Schrift soll er der wiener Universität reiches Lob gespendet haben, in einer sehr seltenen Edition von Jakob Locher Philomusus' Urtheil des Paris machte er einen ziemlich scharfen Ausfall gegen den Adel, der stets mit seinen Ahnen prahle, durch dessen Schuld die Pflege der Wissenschaften beinahe ganz daniederliege, der sich aus Rechtschaffenheit und Tugend nichts mache. Er mahnt den Adel an sein „patricisches" Blut, mit dem die Tugend verbunden sein sollte. Auf dem dunkeln Hintergrunde aber hebt sich dann allerdings das leuchtende Bild des Aristokraten um so besser ab, dem die Schrift gewidmet ist, das Bild Kaspar Banffii de Tahluntz. In des Philomusus Büchlein finde jener wol einen Sporn, noch größere Thaten zu vollbringen. Auch einen andern Adeligen, den Baron Cyriak von Polhaim, der in der Pavierschlacht gefochten, hat Fabri in einem eigenen Panegyricus besungen. Aber er war damals (1526) in keiner glücklichen Stimmung, wie aus der Dedicationsepistel an Johannes Faber, den nachmaligen wiener Bischof, hervorgeht. Körperliches Uebelbefinden und, wie es scheint, finanzielle Drangsal peinigten ihn. Dennoch rühmt er frohgemuth die wiener Schule, an der man Plato, Homer, Hesiod, Vergil, Livius, Sallust, Justin, Sueton, Cäsar, Cicero lese und die Ursachen der Naturerscheinungen, die Gesetze der Stürme, die Anzeichen von Regengüssen, die Gründe der Ebbe und Flut, der Nebel und Blitze erforsche, in welcher Metrik, Astronomie, Geographie und Astrologie gelehrt würden. Für seine Berufswissenschaft spricht er mit besonderer Wärme, sie sei die Kenntniß von den Kräften des menschlichen Körpers, die

Kunst das Leben zu verlängern und die wollspinnenden Schwestern durch ärztliches Geschick zu überwinden. Nicht nöthig ist es daher, in die Weite zu schweifen wegen fremder Sitte und Wissen, das schöne Wien sei viel besser, es strebe Athen nach. Und nun folgt denn ein Lob auf Wien, das dem Bacchus geweiht sei; froh blicken die ragenden Berge an der Donau, vor allem der Kahlenberg mit seinem kahlen Gipfel auf die weiten lachenden Gefilde. Wien, das vom Wienfluß, der mit sanft dahingleitenden Wellen die Mauern umspült, seinen Namen erhalten, ist eine alte Stadt, die niemand nachsteht, sei es, daß man die Kirchen oder die Mauern betrachte, die mit hohen Thürmen geziert sind, oder die reichen Saatfelder, die burgähnlichen Häuser oder den Menschenzusammenfluß und Handel, oder die Menge der Nahrungsmittel! Nach diesen Bemerkungen, die an Enea Silvio erinnern, rühmt der Panegyriker Wiens Klima, Straßen, Thore, die überall herrschende Bequemlichkeit, die Annehmlichkeiten und vergleicht es mit dem Tempe des Peneios, seine weinbekränzten Gelände und Gärten aber mit denen der Hesperiden. Mit einer vergilischen Reminiscenz wird auf die Türkengefahr hingewiesen, dann folgen Gedichte an verschiedene kaiserliche Räthe und an Johann Faber, den er als Landsmann ziemlich offenherzig anspricht, er lobt dessen kluge Tapferkeit und unverzagten Muth, der seinen Feinden Fallstricke lege(!), eine gute Charakteristik des heftigen Ketzerverfolgers. Andere weniger interessante Schriften Fabri's von sehr christlichem Inhalte übergehe ich hier, sie wurden übrigens meist zu Schulzwecken benutzt.

Eine viel gewaltigere und auch weitaus glücklichere Persönlichkeit war der gekrönte Dichter Joachim von Watt (Vadianus, geboren 30. December 1484 in Sanct-Gallen), der um 1502 nach Wien kam und unter Celtis, Camers und Cuspinian seine Studien machte. Der achtzehnjährige, reckenhaft entwickelte Schweizer zeigte eine gewaltige Rauflust, die er erst auf das Zureden eines Landsmannes bändigte. Nun wandte er sich der Wissenschaft mit derselben Energie zu, die ihn früher zu wilden Streichen brachte, er wurde durch rastlosen Eifer

einer der gelehrtesten Humanisten, ja man kann ihn wol einen Polyhistor nennen, wie ihn denn auch Scaliger neben Melanchthon, Camerarius, Gesner und andern aufzählt. In den Jahren 1507—1509 supplirt er den Cuspinian, nach Cospus' Tode erhält er die Professur für lateinische und griechische Sprache und entfaltet nun eine eminente Thätigkeit nicht blos als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller. In sieben Jahren (1511—1518) veröffentlichte er 20 Schriften, man belästigte ihn fortwährend mit Bitten um empfehlende Verse für alle möglichen Publicationen, die in Wien erschienen. Eine interessante Publication widmete Watt den Sängerknaben der kaiserlichen Hofkapelle (1515). Von seiner freiern Auffassung zeugt ein artiges Histörchen in einer handschriftlichen Correspondenz, die ich in Salzburg abschrieb. In einem Kreise von wiener Humanisten, der in Dornbach beisammen saß, wurde von einem Frater Achatius aus dem Sanct-Peterkloster eine Disputation über eine Phrase aufgeworfen, Watt lehnte aber ein Eingehen auf dergleichen „Hallucinationen" ab, da man Besseres zu thun und zu reden habe. — Nach Celtis' Tode war Watt entschieden der bedeutendste der wiener Humanisten; schade, daß er wegen seiner Sympathien für die reformatorische Bewegung diese Stadt verlassen mußte; aber sein Einfluß und seine Nachwirkungen waren doch bedeutend (von ihnen soll an einem andern Orte gesprochen werden), sie zeigen sich auch in einem ihm treu ergebenen Strebegenossen, in Rudolf Baumann aus Wasserburg, der sich lieber den so trefflich klingenden Namen Agricola gab. Agricola hatte in Krakau unter Laurentius Corvinus studirt, begab sich dann 1515 nach Kremnitz in Ungarn, um das, was er im Plinius von den Metallen gelesen, daselbst zu sehen. Dort nahm ihn der Prediger Magister Nikolaus de Czebinio liebevoll auf und beschenkte ihn, damit er das blühende „Gymnasium" (d. h. die Universität) von Wien besuchen könne. Im Jahre 1514 sendete der junge Gelehrte, der damals am Hofe des Cardinals von Gran war, ein offenes Schreiben an Vadian, das von kosmographischen und geographischen Fragen voll ist. Nach großen Lobsprüchen auf den in jeder Disciplin Erfahrenen be-

kennt Agricola, daß er sich zuweilen von der Lektüre der Classiker zurückziehe, da sie theils durch die Sorglosigkeit der Drucker, theils durch die Unbill der Zeit verderbt, kimmerische Finsterniß und unheilbare Irrthümer aufweisen. Er wünscht unserer Zeit mehrere Aldus, die sich um gereinigte Ausgaben bemühen und dadurch den Schaden in der lateinischen Literatur größtentheils gutmachen würden. Vadian aber habe die dunkelsten Stellen erklärt, er bitte ihn deshalb, ihm einige schwierige Stellen aus Plinius („Naturalis historia") und Persius' Satiren aufzuhellen, ebenso wünscht er über die Antipoden, den Lacus Acronius und anderes unterrichtet zu werden, da es ihm keine Ruhe lasse, sich unwissend zu fühlen und die Erklärer im Widerspruche zu sehen, Vadian aber habe im Winter (1513) in seiner Vorlesung über Persius alle Schwierigkeiten beseitigt und bewunderungswürdige Sorgfalt auf den Pomponius Mela verwendet, darum frage er ihn. Vadian antwortete in einer großen Schrift voll Artigkeit, verwahrte sich gegen die vielen Worte und Schmeicheleien und billigte das Lob des Quintilian, den auch er, den Cicero immer ausgenommen, am höchsten schätze; eben lasse Aldus, wie er von Buchhändlern, die nach Venedig gereist waren, erfahre, die „Institutiones" drucken; erhalte er ein Exemplar, so werde er ihm eins schicken. Er gibt ihm reichliche Aufschlüsse auf seine Fragen, erzählt auch von einem Besuche der Dominicanerbibliothek zu Wien, den er mit Petreius Aperbacchius unternommen und bei dem er eine ungemeine Menge guter Bücher gefunden, spricht von der Ausgabe des Albertus Magnus durch Collimitius, erwähnt des durch Vespucci (!) entdeckten Amerika und citirt Erklärungen des Georg Peuerbach. Schließlich dankt er ihm, daß er durch seine Fragen ihm vielfache Anregungen gegeben habe, und trägt ihm Grüße an den Juristen Stephan Taurinus auf, wenn dieser etwa beim Cardinal in Gran weile; seit jener Zeit, als Taurinus aus Rom kommend, bei Collimitius, J. Spiegel und dem damaligen Symposiarchen ihres Conviviums mit ihm zusammen war, habe er nichts von ihm gehört.

Agricola erschien endlich in Wien und las daselbst von 1515—18 an der Universität über Poetik und Rhetorik; wie

Watt versah auch er mannichfache Editionen mit Gedichten und gab selbst einiges heraus. Es war hier wie in andern deutschen Ländern, z. B. im Elsaß und in Schwaben Sitte, die Aldinen nachzudrucken, man gab eine Einleitung, etwa auch einen Commentar hinzu, änderte vielleicht einige Lesarten und putzte das Ganze mit eigenen Versen, sowie mit empfehlenden Epigrammen der Freunde auf. So gab auch Agricola (wie Fabri den Cebes und Anderes edirte) den Statius und den Horaz heraus, den letztern rühmt er, weil kein anderer Dichter gelehrter gewesen sei, und lobt die akademischen Vorlesungen des Cospus über diesen Poeten. Im Jahre 1518 begab sich Agricola wieder nach Krakau, wo er hochgeehrt als Lehrer der Rhetorik lebte; er starb 1521, Fabri widmete ihm einen poetischen Nachruf.

Noch ließe sich von J. Burger, der über Sallust las, über den Mathematiker Collimitius, der durch seine astrologischen Prophezeiungen die Wiener erschreckte und beruhigte, von N. Gerbelius, Phil. Gundel, Habelius, Logau, Marius, Misbeck, Steber, Stabius, Stiborius, Velocianus und Wunderl so manches sagen, doch würde das zu weit führen und mag es damit genug sein. Hoffentlich wird schon das hier Gegebene eine Vorstellung von dem geistigen Leben Wiens in jenen Tagen geben. Aber einige Fragen werden doch noch beantwortet werden müssen. Wir fragen billig, wie verhielten sich die wiener Humanisten zu den großen Begebenheiten vor der Reformation? Daß sie die Türken ebenso hassen als sie Maximilian lieben, haben wir gesehen, in dem Kampfe gegen Frankreich und die Welschen stehen sie natürlich beim Hause Habsburg. Von einer Theilnahme an den Dunkelmännerbriefen ist nichts zu sehen, doch waren des Celtis' „Amores" in ihrer erbarmungslosen Schilderung der heuchlerischen täppischen Pfaffen wol nicht minder wirksame Geschosse als jene. Erasmus wird in der ältern Generation wenig erwähnt, geradezu auffallend ist der Mangel an Beziehungen zwischen ihm und dem wiener Gelehrtenkreise. Freilich erscheinen in Wien die „Formulae Colloquiorum" (1519), die „Paraclesis" (1522) u. a. Der Liebling der Wiener ist

Reuchlin, sein Lob tönt von aller Lippen. Im Jahre 1512 (April) berichtet Lazius dem großen Hebraisten, er sowol als Th. Resch, Stiborius, Vadian und Cuspinian hätten seinen „Augenspiegel" mit Freuden gelesen, er hätte auch Feinde bekehrt. Nicht minder lobt ihn Vadian in seinem Schreiben an Reuchlin und versichert ihn des Sieges, seine Gegner aber würden ihre Namen mit Schande in die Zukunft bringen. In demselben Monate schreibt ihm auch Cuspinian, er möge sich mit den lateinischen und griechischen Büchern trösten und die Narren geringschätzen. Reuchlin schreibt ihm eine lange Dankesepistel und empfiehlt den Lazius.

Eine weitere Frage ist die nach den Anregungen, die von Wien aus auf die andern Provinzen des habsburgischen Regentengeschlechtes durch Celtis und die Strebegenossen ausgeübt wurden. Obwol diese Frage hier nicht ausführlich beantwortet werden kann, soll doch die Bemerkung Platz finden, daß in der bisher wegen der ungemein schwierigen Entzifferung der Handschrift noch nicht völlig ausgebeuteten Correspondenz des Celtis zu Wien manches Material zu finden ist. Besonders Mähren stellt, wie jetzt noch, viele Jünger der neuen Wissenschaft, der bedeutendste dürfte jedenfalls Augustinus von Olmütz sein, das Archiv des olmützer Domkapitels mag auch nach dieser Hinsicht reiche Materialien bieten. Interessant ist wol die Correspondenz eines gewissen Sinapinus aus Mähren, der sich Marcomannus nennt, Celtis als seinen Lehrer preist (1505) und ihm voll Freude erzählt, wie er auf seine Anregung hin in ganz Mähren Alterthümer sammle, er verehrt in Augustinus die verkörperte Intelligenz und die hellste Leuchte seines Landes. Offenbar auf Celtis' Antrieb gründete man auch in Mähren eine Sodalitas Marcomannia, eine gelehrte Gesellschaft, in der die Trinkbrüder (combibones) ihre deutschen Namen latinisirten, so wurde ein Silberger zum Noctaemontanus. Sehr gut nennt Sinapinus den Celtis den Säemann und Pfleger der Talente. Dies zeigte der Dichter auch in Böhmen, wo freilich vor Allem Bohuslav von Hassenstein und Schlechta für die literarische Zukunft ihres Landes sorgten. Ueber Ungarn bin ich leider nicht unterrichtet.

Wir wissen, der Humanismus stellt sich überall gegen die scholastische Gelehrsamkeit, gegen Methode und Inhalt der mittelalterlichen, der klösterlichen Bildung, aber er greift auch ihre Träger an; wie scharf hat unter anderm Erasmus die Mönche in ihrer Beschränktheit, ihren niedrigen Trieben, ihrem Bildungshasse und ihrer Verlogenheit charakterisirt. Und dennoch gerade in den Klöstern fand die neue Richtung Anhänger, Anhänger, die es auch dann blieben, als die reformatorische Bewegung die meisten Theologen mistrauisch und feindlich gegen die Gelehrten gemacht hatte. Dieser allgemeinen Erscheinung begegnet man nicht minder in Oesterreich.

Auch in den Klöstern Wiens hatte der Humanismus Eingang gefunden, Beweis dafür der Abt bei den Schotten Benedictus Chelidonius, der die Prälatur von 1518—21 inne hatte. Er war früher im Kloster Sanct-Aegid in Nürnberg gewesen und war daselbst schon als Freund der Wissenschaft, wie sein Beiname Musophilos zeigt, wol mit Dürer, Pirkheimer und andern in freundschaftlichen Verkehr getreten, Beziehungen, die er als Abt des Schottenstiftes, ebenso wie seine literarische Thätigkeit fortsetzte. Er war auch ein Freund des Celtis. Daß unter seiner Leitung die Klosterschule gedieh, ist selbstverständlich. Seine Ausgabe des „Bandinus", eines Hauptwerkes der Scholastik, hat für die gegenwärtige Betrachtung keine besondere Bedeutung, wichtiger sind dagegen seine poetischen Bearbeitungen religiöser und moralischer Stoffe. So erschien unter anderm die „Passio Jesu Christi" in verschiedenen Versarten dargestellt, mit Dürer's Bildern verziert. Sie wird durch ein Gedicht an W. Pirkheimer, den homo bilinguis, eingeleitet in dem Chelidonius sein lange zurückgehaltenes Carmen dem gelehrten Freunde zur Begutachtung übersendet. Diesen Versen folgt Pirkheimer's artige Erwiderung und ein Hexastichon des Cochläus, welcher den traurigen Stoff in Gegensatz zu der thebanischen, lesbischen und flaccischen Poesie setzt. Der Inhalt ist der bekannte, hier und da geräth der Dichter ganz in die humanistische Ausdrucksweise, hier und da (wie bei der Schilderung der Vertreibung der ersten Menschen) bekommt das Ge-

dicht dramatische Gestalt, der Vertreiber wird sprechend eingeführt, seine Rede ist leidenschaftlich gehalten. In sapphischer Ode preist er Maria's Mutterschaft, in choriambischer wendet er sich an Jesum, der in der Herberge geboren wird. Es folgen iambische Dimeter, eine Satire auf die Schänder der heiligen Orte, die nicht ohne Kraft ist, eine Elegie des zum Leiden schreitenden Jesus an seine Mutter; jeder einzelne Act der Marter wie der Auferstehung wird dann in möglichst abwechselnden Versmaßen, die für die prosodische Gewandtheit des Dichters zeugen sollen, besungen, den Schluß bildet ein Gedicht über das jüngste Gericht. Ein anderes Werk des Abtes: „Der Streit der Wollust mit der Tugend", wurde zu Wien 1515, also lange vor den Jesuitendramen, aufgeführt. Es ist einem Knaben, dem Grafen Nikolaus von Salm, gewidmet, dessen Vater wegen seiner in Frankreich und Italien bewiesenen Tapferkeit und seiner Kenntnisse in den schönen Wissenschaften halber gerühmt wird. Der Abt gibt in der Dedication die besten Lehren, mahnt zur Tugend und zum Studium der schönen Wissenschaften, woher der rechte Adel komme. Freude habe es ihm gemacht, den kleinen Grafen wie so manche andere adelige Knaben durch sein vor der Königin von Ungarn, Maria, und dem Cardinal Matthäus (Lang) aufgeführtes Spiel, an dem Manche Abgeschmacktes auszusetzen hätten, zur Begeisterung für die Tugend und zu muthigem öffentlichen Auftreten veranlaßt zu haben. Dem Spiel geht eine Vorrede an die Zuschauer voraus, dem ein Argument folgt, welches das Schiedsgericht Karl von Burgund, dem Enkel Maximilian's, überträgt. Hierauf beginnt der Preco:

Ir herren hoch von manchem standt
Auf eer und tugend uns bekandt
Kurtzweyl wir euch zu dieser Zeit
Erpieten und vil frolichkeit
Manch weg den menschen hin und her
In Lebenszeit ia mit gefeer
Verleiten und des himelspan
Verfeelet wurt von manchem man.
Darumb das wollust heer gefelt
Und tugent wurdt zu ruck gestelt

Zwitracht erhebt sich da und dort
Venus, Pallas an keinem ort
Vergleichen sich. Dy tugend straft
Des menschen hertz mit rat und kraft
Das wir euch geben zu verstan
In disem spil yetz hebend an.
Her fur frau Venus und fur dich
Red selber und Latine sprich.

Venus, Satan, Cupido einerseits, Pallas andererseits streiten sich um einen Jüngling, an dem aber alle Geschosse Cupido's abprallen. Der Dialog ist sehr moralisirend, mit mythologischem und geschichtlichem Beiwerk versehen, schlägt aber mitunter einen Ton an, der zeigt, daß man der Schamhaftigkeit der zuhörenden Frauen, — und Königin Maria verstand ja Latein — wie der declamirenden Knaben manches zumuthete. Der Verlauf des ersten wie der folgenden zwei Acte ist der einer Gerichtsscene, der Herold tritt vor und ladet die Parteien, sowie ihre Zeugen vor die Schranken, schließlich entscheidet der Judex, worauf ein vierstimmiger gemischter Chor (zu dem die Noten in der Ausgabe der disceptatio gedruckt sind) den Schluß des Actes mit einem den Chorgesängen der alten Tragödie vergleichbaren Liede bildet. Der zweite Act beginnt wieder mit einigen Worten des Preco:

Venus und Pallas mit gefecht
Auf ir furbringen suchen recht
Seintmal dy sach so zwitracht stat
Und ydwe sich versehen hat
Zu Carolo von adel gros
Dem jüngling kaiserlichs genos
Das eer entlich ein urteyl fell
Spricht Carolus ein ydwe stell
Ir zeugen: demnach gee sententz
An gunst und alle complacentz
Nun Venus dich mit fleiß ytz ruer
Und erstlich deinen zeugen fuer
Haist Epicurus alzeit vol
Darnach mein Pallas thu so wol

Dein tzeugnus stell haist Hercules
Ein man der tugend wol gemeß
Fach an Venus das ander teyl
Im spil ein ydwer schweyg dyweyl.

Venus führt nunmehr den Epikurus als ihren Zeugen auf, der aber vollgegessen und berauscht, wie er ist, ihr wenig nützt, Pallas ruft gegen ihn den Hercules auf, der vor dem Tribunal den Anteus, Geryon, die Amazone Hippolita, den Cakus bezwingt. Die Gestalt des Epikur ist roh und übertrieben gehalten, die Scenen zwischen Hercules und den Ungeheuern nicht ohne clownartige Derbheiten. Dem Preisgesang auf Hercules folgt der dritte Act, den der Preco mit den Worten eröffnet:

Nach disputieren zweyer ort
Verherung auch der zeugen wort
Nachfolgen soll decisio
In diesem schimpf pro tertio
Und etlich spruch nach rechtes laut
Wer hab verschult zal mit der haut
Gerechtikheit vergolten werd
Mit gab und preys bequemt sich ser
Nun richter wolgeporner art
Von kindtheyt eer und zucht gelart
Belon und straf wie pillich ist
Gib urteyl stell nit weyter frist.

Die Handlung wie das Interesse schrumpft in diesem Theile ganz zusammen, es mag nur bemerkt werden, daß, wie es die Narren in der mittelalterlichen Volkspoesie und bei Shakspeare zu thun pflegen, auch hier zwischen die ernstesten Moralphrasen plumpe Aeußerungen des Cacus fallen. Es versteht sich, daß Hercules die Gelegenheit bei den Haaren herbeizieht, Kaiser Maximilian und sein ganzes Geschlecht zu rühmen. Zum Schlusse siegt, wie vorauszusehen, die Tugend. Der Dichter aber wendet sich mit einigen sehr höflichen Worten und guten Wünschen an das Publikum, zeichnet Königin Maria und Cardinal Matthäus in den üblichen Phrasen officieller Leerheit aus und lobt den Lehrer der namentlich angeführten Schüler, die in dem Spiele auftreten.

Chelidonius war auch mit Pirkheimer im herzlichsten Freundschaftsverhältnisse, Beweis dafür unter anderm schöne panegyrische Verse, in denen er die großen Kenntnisse und die Liebenswürdigkeit Pirkheimer's rühmt und der Collectaneen der Alterthümer gedenkt, aus denen er genascht habe. In einem andern Schreiben aus dem Jahre 1519 empfahl er einen Theologen Dr. Leonhard, hofft auf Pirkheimer's Uebersetzungen und spricht seine Freude aus, daß er sich von der Gesandtschaft nach Spanien losgemacht habe, da alle erkrankt seien, in Oesterreich blühe das Räuberwesen, er fürchte noch Aergeres, von Stabius wisse man nichts. Auch von Quantitätsbestimmungen, über Lucian, Verlängerung des Termins ausgeliehener Bücher handeln die Briefe, die Zeugniß geben von dem Fleiße des Abtes, der nur in seinen Nebenstunden sich den Studien widmete und dabei oft von der Kälte des Bibliothekzimmers leiden mußte. Nach den vorhandenen Angaben merkt man nicht, daß andere Prälaten eine regere literarische Thätigkeit entfaltet hätten, der Abt von Lilienfeld, Wolfgang (almi coenobii Druidarum in campis Liliacis) wird von Velocianus als Liebhaber und vorzüglicher Förderer der schönen Studien genannt, nach des Celtis Tode wünscht er dessen Epitaphe. Und auch im Stifte Klosterneuburg, in dem Tichtel Hausarzt, Fabri Schulmeister war, scheint geistiges Leben geblüht zu haben; der Propst Georg II. Hausmannsstätter ist ein Freund Cuspinian's, er bewog diesen zur Abfassung seiner „Austria", aber schon Propst Jacob I. (1485—1509) arbeitete mit Ladislaus Suntheim an den Geschlechtstafeln der Babenberger, die er zu Basel 1491 drucken ließ. Als ein charakteristisches Denkmal, auch als Beispiel der leeren humanistischen Wortspielereien mag da der Rede eines Thomas Stretzinger aus Korneuburg auf den heiligen Leopold (1513) gedacht werden. Ein Oktostichon Vadian's preist sein Verdienst, daß er Oesterreichs Helden nicht im Dunkel lasse. Daß der Verfasser Humanist war, zeigt sofort die Dedicationsepistel, die mit Plato und Diogenes Laertius beginnt. Durch Plato's Wunsch, daß sein Andenken in den von ihm herausgegebenen Büchern erhalten werde, sieht sich auch Stretzinger veranlaßt,

das Archiv zu Klosterneuburg zu durchforschen. In seiner ziemlich schülerhaften Rede, die von Citaten wimmelt (unter andern von Boccaccio), und mit Gelehrsamkeit prunkt, vielfach aber auch an den Predigtton gemahnt, wird Leopold allen Größen des Alterthums vorgezogen, sogar Fehler wie der des Abfalls mit dem Beispiel des Achilles entschuldigt, kurz es fehlt nicht an jener nie aussterbenden, aber immer widerwärtigen Speichelleckerei, sogar gegen die Schatten der Mächtigen. Die Arbeit macht den Eindruck des Phrasenhaften, auch das Archivalische scheint ziemlich aus der Luft gegriffen, übrigens ist es recht gut gemeint und machte, wie es scheint, einen vortrefflichen Eindruck.

Lehrreich ist endlich auch eine Betrachtung der wiener Drucke im Anfange des 16. Jahrhunderts. Theologische Schriften, denen man den Einfluß der humanistischen Strömungen ansieht, erscheinen in dieser Zeit schon mehrfach; besonders bedacht war Hieronymus, von dessen Werken um 1500, 1511, 1516 mehrere erschienen, 1520 kam eine Auswahl von seinen Briefen heraus, 1537 finden wir eine Uebersetzung von Georgius Nyssenus durch G. Trapezuntius verzeichnet, 1518 das Werk des Basilius „De Ethnicorum libris legendis“. Die Jura sind ebenfalls nicht ganz karg vertreten, 1501 erschien die „Introductio“ des Favre von Estaples zur Ethik des Aristoteles, 1513 dessen „Compendium phil. moral. ex Aristotele“, 1511 der Dialogus Cicero's „De Amicitia“, 1512 dessen Buch „De officiis“, im nächsten Jahre das „Spicilegium Philosophorum“ von Hermann von dem Busche, eine lateinische Uebersetzung des Isocrates „De regno gubernando“ (1514), die Einleitung des Lionardo Aretino „In moralem disciplinam“ (1515), mit einem Commentar von J. von Stobnicza, einem Polen, der später Franciscaner wurde, 1517 des Angelo Poliziano Lamia, eine lateinische Uebersetzung von Theophrast's Charakteren, 1519 Thomas Morus' „Utopia“. Sehr häufig (1511, zweimal 1515, 1518) begegnen wir Cicero's „Somnium Scipionis“, nicht minder

Stücken aus Plinius' „Naturalis historia" (1513, 1514, 1519) u. s. w. Am dürftigsten ist die Medicin von den Humanisten bedacht, fast nur Werke von Steinpeis sind aufzuzählen; stärker sind sie in der Mathematik vertreten, wir finden die Namen Peuerbach und Heinrich Stromer, Perlach, Tanstetter. In der Geschichte sind bis 1517 Sallust, Florus, Justinus, Werke Cuspinian's, Diodor, Zonaras, Wimpfeling's „Expurgatio", zu nennen, ferner kosmographische Bücher, wie Apulejus' „Epitome", Pomponius Mela, Albertus Magnus „De natura locorum", Tacitus' „Germania", archäologische wie Fenestella über die römischen Obrigkeiten, Donatus, Palaephatus, kritische wie Guarino's „jun. de docendi discendique modo", Valla's „De libero arbitrio", Petrarca's „Epistola de Inventionibus". Unter den Grammatikern mögen die „Regulae grammaticales" (1500), Perger's „Grammatica nova" (1502 und 1513), Valla's „Elegantiae", Guarino's „Bellum grammaticale" (1512), unter den Poeten Persius, Ausonius, Claudian, Euripides' „Hecuba" und „Iphigenia" in der Uebersetzung des Erasmus, Ovid's „Ars amandi", Episteln, Fasti; Horaz, Stadius, Plautus; daneben Balbi's, Reuchlin's und Vadian's Gedichte, unter rhetorischen Arbeiten die der Italiener Dati, Modesto, Negri, Philelfo, und der Deutschen Vadian, Stretzinger, Wunderl, Agricola, Aesticampianus, Wimpfeling genannt werden. Die wackern wiener Buchdrucker, die in diesen Jahren thätig waren, sind natürlich auch alle eingewandert, es sind Johannes Winterburger aus der Grafschaft Sponheim, der von 1492—1519 druckte, dann der gelehrte Schlesier Hieronymus Victor (wahrscheinlich hieß er Binder), der um 1546 starb, sehr schöne lateinische und griechische Drucke hatte und selbst Latein schrieb, und der mit ihm eine Zeit hindurch verbundene Johannes Singrenius aus Oetting in Baiern, der wahrscheinlich bei Victor gelernt hat und auch hebräische Drucke (1544) lieferte; im Jahre 1545 starb er. Singrenius wie Victor sind sehr unterrichtete Drucker, die auch von den Gelehrten vielfach gepriesen werden und die wiener Typographie zu Ehren brachten.

Am 4. Februar 1508 war Celtis aus dem Leben geschieden, in feierlichster Weise wurde er bestattet, sein Leichnam an der äußern Ostseite des Stephansdomes beigesetzt, wo noch heute die Grabschrift zu lesen ist, die ihm die Freunde Johannes Krachenberger, Martinus Capinius, Andreas Stiborius, Thomas Velocianus und Stephanus Rosinus geweiht.

Zahlreich waren die literarischen Gaben, die Epitaphe und verherrlichenden Epigramme, in denen die Freunde und Verehrer den Geschiedenen feierten. Thomas Velocianus drückte seinen Schmerz und sein Dankgefühl in würdiger Weise aus, er gab die Oden und Epoden des Freundes heraus und versah das Büchlein mit einer Vita des Verstorbenen und mehrern ihn preisenden Gedichten. So verschieden auch die Formen und Bilder, in denen Camers, Cuspinian, Velocianus und andere Celtis' Hingang beklagen, so seltsam oft die Erfindungen und Ergüsse, in denen sie den Dichter preisen, in einem sind sie doch einig: in dem klaren Gefühl des unersetzlichen Verlustes, den nur der Gedanke an die dem Freunde unentreißbare Unsterblichkeit etwas mildern kann. Aber auch der spätere Forscher, der sich in den Humanistenkreisen Wiens eingelebt, hat die Empfindung, daß mit Celtis der Bannerführer der frohen freien Schar gestorben, die Mittagshöhe der geistigen Cultur vorüber, für lange vorüber war.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

